Esther.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen.

Zweiter Band.

H. de Balzac's sämmtliche Werke.
61. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.

Dritter Theil.

Die Münze eines schönen Mädchens.

1. Ein falscher Abbé, falsche Bankbillets, falsche Schulden, falsche Liebe.

Durch Europa's Geschicklichkeit war der drängendste Theil von den sechzigtausend Franken Schulden, welche auf Esther und Lucien hafteten, abgetragen, und das Vertrauen der Gläubiger war nicht einmal erschüttert. Lucien und der Abbé vermochten für einen Augenblick freier aufzuathmen. Gleich zwei verfolgten wilden Thieren, welche eilig ein wenig Wasser am Rande irgend eines Morastes einschlürfen, konnten auch sie ihren Weg an den Abgründen entlang fortsetzen, über die der starke Mann den schwachen Mann zum Galgen oder zum Glück führte.

„Jetzt," sagte der falsche Priester zu seinem Geschöpf, „jetzt setzen wir Alles für Alles auf das Spiel; glücklicher Weise sind aber unsere Karten markirt."

Einige Zeit lang fand sich Lucien auf Befehl sehr fleißig bei Frau von Serizy ein; man sollte nicht ahnen, daß er eine Geliebte habe. Ueberdies fand er in der Freude, geliebt zu werden, in den Genüssen eines Lebens in der Welt, die nöthige Kraft, um sich zu betäuben. Er gehorchte dem

Fräulein Clotilde de Grandlieu, indem er es nur noch in dem Hölzchen oder in den elysäischen Gefilden sah und sprach.

Tags darauf, nachdem Esther in dem Hause des Wächters verschlossen war, erschien das räthselhafte und furchtbare Wesen, welches so schwer auf dem Herzen jenes so reizenden Mädchens lag, und machte ihm den Vorschlag, drei gestempelte Papiere zu unterzeichnen, auf denen die gefährlichen Worte standen:

„Acceptirt für sechzigtausend Franken;“

„Acceptirt für hundertundzwanzigtausend Franken;“

„Acceptirt für hundertundzwanzigtausend Franken.“

Im Ganzen also dreihunderttausend Franken. Wird auf einen solchen Schein „gut für ꝛc.“ gesetzt, so macht man ihn zu einem einfachen Schuldschein. Das Wort acceptirt macht dagegen den eigentlichen Wechsel und setzt uns allen schlimmen Folgen aus, welche ein solcher nach sich ziehen kann.

„Es handelt sich darum,“ sagte der Abbé, „Lucien aus einer Noth zu retten; wir haben sechzigtausend Franken Schulden, und mit diesen dreihunderttausend Franken werden wir uns vielleicht aus der Verlegenheit ziehen.“

Der Abbé datirte die Wechsel auf sechs Monate zurück und ließ sie von einem Manne, der sich selbst aus Frankreich verbannt und seinen Wohnort in Frankfurt, der Stadt der Banquiers, aufgeschlagen hatte, auf Esther ziehen, der er die Summen, als seiner ehemaligen Geliebten, zur Aufbewahrung gegeben haben sollte.

Esther konnte für die treue Aufheberin eines Theils des Vermögens jedes berühmten Gauners gelten, der sich übrigens durch ein reizendes Benehmen und einen glänzenden

Aufwand auszeichnete. Eine Bemerkung auf der Rückseite machte Carlos Herrera zum Eigenthümer dieser Wechsel. Dieser falsche Abbé lief demnach gar keine Gefahr, wenn der Augenblick gekommen war, wo Fräulein Esther oder sonst Jemand die Wechsel bezahlen konnte oder mußte.

Jener nach Frankfurt ausgewanderte „von der Strafpolizei unbegriffene“ Mann, hatte einen kleinen, ungemein unsichern Banquier zum Associé, einen von jenen Leuten, welche entschieden sind, ihr Glück zu machen, aber . . . auf gesetzliche Weise. Dieser Mann, der wahre Aufbewahrer seines Vermögens blieb für die bedeutenden Summen verpfändet, welche dem Banqueroutier gehörten, der ihm das Geld zu seinen Geschäften vorschoß. Solche Dinge gehen in Paris häufig vor: man verachtet einen Menschen, verachtet aber sein Geld nicht.

Der Abbé, welcher sich vollständig verlarvt hatte, begab sich zu diesem Geschäftemacher und bat ihn, seinen Namen zur Beitreibung der bezeichneten Summe herzuleihen. Der Geschäftmacher wunderte sich, nicht das ganze Vertrauen des Ausgewanderten gehabt zu haben und zu finden, daß derselbe, wie er sich ausdrückte, seine Eier in verschiedene Körbe gelegt habe, willigte aber ein. Der Abbé wählte einen Huissier, auf welchen er rechnen konnte und trug ihm auf, regelmäßige gerichtliche Befehle gegen Esther zu erlangen.

„Man wird bezahlen,“ sagte er zu dem Huissier, „denn es ist eine Ehrensache.“

Der Abbé ließ Fräulein Esther repräsentiren, damit die Urtheile widersprechend wären. Der Huissier, welcher gebeten war, mit Schonung zu verfahren, schlug alle Acten des

Verfahrens in einen Umschlag und legte Beschlag auf das Mobiliar in der Rue Taitbout, wo er von Europa empfangen wurde. Als die körperliche Verhaftung einmal ausgesprochen war, ruhte die Last der dreihundert und einigen tausend Franken unbestrittener Schulden offenbar auf Esther.

Bevor der Abbé die Frage wegen jener hunderttausend Thaler einleitete, beschloß er, vorgängig noch andere hunderttausend Franken von Nüßingen bezahlen zu lassen. Er machte das auf folgende Weise: Auf seinen Befehl stellte sich Asien bei dem verliebten Baron als eine alte Frau ein, die mit den Geschäften seiner schönen Unbekannten beauftragt sei.

Bis jetzt haben die Sittenschilderer viele Wucherer in Scene gesetzt, aber man hat die wuchernde Frau vergessen, die Frau H i l f s q u e l l e unserer heutigen Zeit, eine außerordentlich merkwürdige Person, welche mit einem anständigen Namen Putzhändlerin genannt wird. Die wilde Asia, welche der Abbé zu einer solchen Rolle geeignet fand, sollte nun eine Frau Hilfsquelle vorstellen.

„Du nennst Dich Madame de Saint-Estève," sagte er zu ihr.

Der Abbé gebrauchte hierbei keine große Erfindungskraft. Das Vaudeville der falschen Schulden wird in Paris sehr oft aufgeführt. Es giebt dort Unter-Gobseck, Unter-Gigonnet, welche für eine Prämie sich zu einem solchen Wortspiele hergeben, denn sie machen daraus einen Scherz. Alles geht in Frankreich auf scherzhafte Weise zu. Man beutelt auf solche Weise geizige Eltern oder knausernde Liebhaber aus, die aber im Fall der einleuchtenden Nothwendigkeit oder aus Furcht vor Entehrung das Geld hergeben. Maxime de Trailles hatte sehr oft dieses Mittel benutzt

und so die Lustspiele des alten Repertoire erneuert. Der Abbé, welcher die Ehre seines Gewandes und Lucien retten wollte, hatte nur zu einer Fälschung seine Zuflucht genommen, welche ohne Gefahr war, aber häufig genug ausgeübt wird, so daß die Gerechtigkeit eigentlich darauf aufmerksam werden sollte: in der Nähe des Palais royal soll sogar eine Börse für falsche Wechsel bestehen, auf der man für drei Franken eine Unterschrift erhält.

Der Abbé wollte Asien angekleidet sehen. Sie erschien in einem Kleide von geblümtem Damast, welcher von den abgerissenen Vorhängen eines ausgepfändeten Boudoirs herrührte, und trug einen von jenen abgenutzten und unverkäuflichen Caschmirshawls, welche ihr Leben auf dem Rücken solcher Frauen beendigen. Sie hatte einen Halskragen von prachtvollen Spitzen, die jedoch aufgefasert waren, und einen schrecklichen Hut; an den Füßen hatte sie Schuh von irländischem Leder, über deren Ränder das Fleisch ihrer Füße wulstartig hervorquoll.

„Und die Schnalle meines Gürtels,“ sagte sie, indem sie eine sehr verdächtige Goldschmiede-Arbeit zeigte, welche ihren Küchenbauch zusammenhielt. „He! ist das nicht schön! Und meine falschen Locken? . . . machen die mich nicht allerliebst häßlich?“

„Sei anfangs honigsüß,“ sagte der Abbé zu ihr. „Stelle Dich fast furchtsam, mißtrauisch wie eine Katze und laß vor allen Dingen den Baron erröthen, daß er die Polizei angewandt hat, ohne doch vor den Agenten zu zittern. Dann gieb in mehr oder minder deutlichen Worten zu verstehen, daß Du keine Polizei für mächtig genug hältst, die Schöne aufzufinden. Verbirg Deine Spur. . . . Wenn

Dir der Baron das Recht gegeben hat, ihm auf den Bauch zu klopfen, indem Du ihn „dicker Wollüstling“ nennst, so werde unverschämt und behandle ihn wie einen Lakai.“

Bedroht, daß er die Unterhändlerin nicht wiedersehen würde, wenn er sich der geringsten Spionirung überließe, begab sich Nüßingen zu Asien in ein elendes Zwischenstock der Rue Neuve-Saint-Marc, welches irgend Jemand hergeliehen hatte, wer aber? das vermochte der Baron nie zu erfahren. . . . Wie oft sind nicht verliebte Millionaire auf jenen kothigen Pfaden gegangen! Das Pflaster von Paris vermöchte davon Manches zu erzählen. Madame Saint Estève ließ den Baron dorthin kommen, da er um jeden Preis Alles erfahren wollte, was die Unbekannte betraf.

Indeß ging der Huissier in seinem Geschäfte vorwärts und zwar um so bequemer, da er bei Esther keinen Widerstand fand; er handelte in den gesetzlichen Fristen, ohne einen Tag zu verlieren.

Lucien besuchte fünf oder sechs Mal die Verbannte. Der grausame Lenker aller dieser Unternehmungen hatte diese Besuche für nothwendig erachtet, damit Esther gesund und möglichst froh erhalten werde, denn sie war jetzt zu einem Kapital geworden. Der Abbé begleitete ihn und als sie eines Tages das Wächterhaus verließen, führte er Lucien und die arme Buhlerin auf einen einsamen Weg an eine Stelle, von welcher aus man Paris erblickte, und wo sie von Niemand gehört werden konnten.

Alle drei setzten sich im Schein der aufgehenden Sonne auf den Stumpf eines abgehauenen Pappelbaums und schauten über die Landschaft hinaus, in welcher sich die

Seine dahin schlängelte, der Montmartre, Paris und Saint-Denis sich erhoben.

„Meine Kinder," sagte der Abbé, „Euer Traum ist zu Ende. Du, meine Kleine, wirst Lucien nicht wiedersehen; oder wenn Du ihn siehst, so darfst Du Dich doch nur stellen, als habest Du ihn vor vielen Jahren einmal gesehen."

„So ist also mein Tod erschienen!" sagte sie, ohne eine Thräne zu vergießen.

„Seit fünf Jahren bist Du nun krank," versetzte der Abbé. „Denke Dir, daß Du die Schwindsucht habest, und stirb, ohne uns mit Deinen Klageliedern zu belästigen. Du wirst aber sehen, daß Du noch leben kannst, und zwar sehr gut! Laß uns allein, Lucien, und pflücke Blumen," sagte er und deutete auf eine Wiese, auf welcher in geringer Entfernung mannichfache Blumen blühten.

Lucien warf einen flehenden Blick auf Esther, einen Blick, wie er jenen schwachen Männern eigen ist, deren Herz zärtlich, deren Charakter aber ohne Kraft ist.

Esther antwortete ihm mit einem Kopfnicken, welches zu sagen schien: „Ich werde den Henker anhören, um von ihm zu erfahren, wie ich mein Haupt unter das Beil legen muß, und werde den Muth haben, auf schöne Weise zu sterben."

Ihr Blick war zu gleicher Zeit so anmuthig und auch so sehr von einem Schauder befangen, daß der Dichter weinte. Esther eilte zu ihm, drückte ihn in ihre Arme, küßte seine Thränen ab und sagte zu ihm: „Sei ruhig!" eine von jenen Aufforderungen, welche mit allen Zügen und mit den Augen, mit der Stimme des Wahnsinns gesprochen werden.

Der Abbé erklärte nun offen und ohne Umschweife, oft mit den schrecklichsten Ausdrücken, Luciens Lage, seine Stellung im Hotel Grandlieu, sein schönes Leben, wenn er siegte und Esthers Pflicht, sich für die glänzende Zukunft ihres Geliebten aufzuopfern.

„Was soll ich thun?“ rief sie begeistert aus.

„Mir blindlings gehorchen,“ sagte der Abbé. „Sie sollen das werden, was Tullia, Florine und Mariette sind, ihre alten Freundinnen, die Geliebte eines reichen Mannes, den Sie nicht lieben. Sie sind vier Jahr im Paradies gewesen, und mit solchen Erinnerungen kann man wohl leben ...“

„Ich werde Ihnen gehorchen,“ antwortete sie und trocknete eine Thräne ab; „beunruhigen Sie sich für die Folge nicht mehr! Sie haben es richtig bemerkt: meine Liebe ist eine tödtliche Krankheit.“

„Das ist noch nicht Alles,“ antwortete der Abbé, „Sie müssen auch schön bleiben. Sie sind zweiundzwanzig und ein halbes Jahr alt, und haben durch Ihr Glück den höchsten Glanzpunkt der Schönheit erlangt. Kurz, Sie müssen vor allen Dingen die Torpille wieder werden. Werden Sie schelmisch, verschwenderisch, verschmitzt, seien Sie ohne Mitleid gegen den Millionair, den ich Ihnen überliefere. Hören Sie mich an! Er ist gegen viele Leute ohne Mitleid gewesen, er hat sich mit der Habe der Wittwen und Waisen bereichert. Sie werden für ihn zu einer Göttin der Rache! Asien wird Sie in einem Fiacker abholen, und heute Abend sind Sie in Paris. Wenn Sie Ihre fünfjährige Verbindung mit Lucien ahnen ließen, so wäre das so gut, als wenn Sie ihm eine Pistolenkugel durch den Kopf

jagten. Wenn man Sie fragt, wo Sie gewesen seien, so antworten Sie, daß Sie mit einem überaus eifersüchtigen Engländer auf Reisen gewesen wären. Sie hatten früher genug Geschicklichkeit in der Kunst sich zu verstellen, machen Sie sich jene Kunst wieder zu eigen. . .“

Habt ihr je einen prächtigen fliegenden Drachen gesehen, diesen Riesen der kindlichen Spiele, der mit Flittergold besetzt, dem Himmel entgegenschwebt? . . . Die Kinder vergessen für einen Augenblick in ihrer Freude, nach der Schnur zu sehen, ein Vorübergehender schneidet dieselbe durch und der Drache schwebt hinweg, um dann in irgend einen Sumpf niederzufallen. So ging es mit Esther, als sie den Abbé hörte.

2. Hunderttausend Franken auf Asien angelegt.

Seit acht Tagen feilschte der dicke Nußingen um die Befreiung seiner Geliebten, und begab sich deßhalb täglich zwischen ein und zwei Uhr in das Zwischenstock der Rue Neuve-Saint-Mark, wo Asien zwischen den abgelegten Kleidungsstücken der schönsten Frauen von Paris thronte.

Der Banquier war von Tage zu Tage mehr angereizt, hatte täglich zehntausend Franken zugelegt und war bis zu sechzigtausend Franken gestiegen. Nach einer unruhigen Nacht, während welcher er erkannte, was für eine Verwirrung Esther in seinem Ideengange hervorbringe, und nach einigen unerwarteten aber bedeutenden Gewinnsten an der Börse, erschien er eines Morgens, um die hunderttausend Franken zu gewähren, welche Asien verlangte, wollte aber dagegen eine Menge von Nachweisungen haben.

„Du gehst also ein, mein dicker Witzbold?" fragte ihn Asien, indem sie ihm auf die Schulter schlug.

Die entehrendste Vertraulichkeit ist die erste Steuer, welche solche Weiber von den hirnlosen Leidenschaften, die sich ihnen anvertrauen, erheben; sie steigen nie zu der Höhe ihres Clienten hinan, sondern ziehen ihn in ihren Koth herab.

Asien gehorchte, wie man sieht, den Befehlen ihres Herrn auf bewundernswürdige Art.

„Ich muß wohl,“ sagte Nüßingen.

„Du wirst nicht bestohlen,“ antwortete Asien, „man hat Mädchen schon weit theurer verkauft. Von Marsay hat für Coralie sechzigtausend Franken gezahlt. Diejenige, welche Du verlangst, hat schon aus erster Hand hunderttausend Franken gekostet.“

„Aber wo ist sie?“

„Du wirst sie sehen. Ich mache es wie Du: nur gegen baar! Mein Lieber, Deine Leidenschaft hat schon manche Thorheiten begangen. Solche junge Mädchen sind auch nicht vernünftiger. Die Prinzessin ist in diesem Augenblick eine nächtliche Schöne . . .“

„Eine nächtliche . . .“

„Nun, Du willst doch wohl nicht etwa böse werden?... Sie wird jetzt von dem Häscher des Handelsgerichts verfolgt. Ich habe ihr funfzigtausend Franken geborgt. Aber das Mädchen, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist auch die Rechtschaffenheit selbst! Esther hatte nichts weiter zu verpfänden, als ihren eigenen Körper und sagte zu mir: „Meine liebe Frau Saint Estève, ich werde gerichtlich verfolgt und nur Sie können mir helfen, geben Sie mir funfzigtausend Franken und ich verpfände Ihnen dagegen mein Herz!“ O! sie hat ein Herz. Nur ich weiß, wo es ist. Ein unvorsichtiges Wort würde mir aber meine funfzigtausend Franken kosten. . . Früher wohnte sie in der Rue Taitbout. Ehe sie sich aber von dort entfernte, wurde ihr bewegliches Vermögen ausgepfändet, um die Kosten zu decken! Solche Huissiers verschlingen viel! Sie wissen das

am besten, weil Sie ein Börsenmann sind. Nun! sie vermiethete ihre Wohnung auf zwei Monat an eine hübsche Engländerin, ein prachtvolles Weib, das den kleinen Rubempré zum Geliebten hatte, der so eifersüchtig auf dasselbe war, daß er es nur bei Nacht ausfahren ließ. . . Die Engländerin ist nun auch fortgeflogen, weil sie für einen armen Teufel, wie Lucien, zu theuer war. . ."

„Ihr macht also Bank," sagte Nüßingen.

„In natura," sagte Asien. „Ich leihe hübschen Mädchen mein Geld, denn von solchen bekommt man es wieder, weil der Wechsel auf zwei Personen zu gleicher Zeit gezogen wird."

Asien ergötzte sich daran, die Rolle einer Trödlerin von Putzsachen zu überladen. Solche Trödlerinnen rechtfertigen ihren Handel durch schöne Beweggründe. Asien stellte sich, als habe sie ihre Täuschungen, zwei Liebhaber und ihre Kinder verloren, und zeigte von Zeit zu Zeit Leihhausscheine, um zu beweisen, wie viele schlechte Wechselfälle mit ihrem Handel verknüpft wären. Sie schilderte ihre beengte Lage und ihre Schulden, und wußte sich dabei so geschickt zu benehmen, daß der Baron endlich Alles glaubte.

„Hm! ob ich die hunderttausend hingebe, oder ob ich es bleiben lasse?"

„Mein dickes Väterchen, Du kannst heute Abend mit Deinem Wagen an der Ecke der Rue Sainte-Barbe, dem Gymnase gegenüber, halten. Ich werde dort Schildwache stehen und wir werden unsere schwarzhaarige Hypothek schon finden! . . . Wenn wir ihr aber ihren Mantel nehmen, so ist sie in großer Gefahr, deßhalb rathe ich Dir, die Kleine gut zu verbergen, damit man sie nicht nach Sainte-Pelagie

abführt und Dir wieder entreißt. Du verstehst Dich auf das Wechselwesen und mußt ihre Gefahr erkennen. . . . Man spürt ihr nach. . ."

„Könnte man nicht ihre Wechsel einkaufen? ..." fragte der Banquier.

„Der Huissier hat dieselben. . . . Allein das ist kein Spaß. Das Kind hat anvertraute Gelder verzehrt. . . Ei! Du lieber Himmel! und es ist noch so jung, zweiundzwanzig Jahr. . ."

„Gut, gut, ich werde das machen," sagte Nüßingen und nahm seine schlaue Miene wieder an. „Das versteht sich von selbst, daß ich Esthers Beschützer sein werde. . ."

„Es ist Deine Sache, ihre Liebe zu erwecken, und Du besitzest Mittel genug, um wenigstens einen Schein von Liebe zu erkaufen, der so viel werth ist, wie die wahre Liebe. Ich übergebe Deine Prinzessin Deinen Händen und sie ist gehalten, Dir zu folgen; wegen des Uebrigen beunruhige ich mich nicht; allein sie ist an die Pracht gewöhnt, an einen großen Aufwand. Gewiß, mein Kleiner, sie ist ein Mädchen, wie es sein soll, sonst hätte ich ihr keine funfzigtausend Franken geborgt. . ."

„Gut, die Sache ist abgemacht. Auf heute Abend also!"

Der Baron putzte sich abermals, wie er sich schon einmal geputzt hatte; dieses Mal aber hatte er die Gewißheit des Erfolgs. Um neun Uhr fand er das schreckliche Weib an dem bestimmten Platze und nahm es in seinen Wagen.

„Wohin?" fragte der Baron.

„Wohin?" wiederholte Asien, „nach der Rue de la Perle im Marais."

Als die Beiden dort angelangt waren, sagte die falsche

Madame Saint Estève mit einem unheimlichen Lächeln zu Nüßingen:

„Wir werden einige Schritte zu Fuß gehen; denn ich bin nicht so dumm gewesen, um Dir die richtige Wohnung zu sagen.“

„Du denkst also an Alles,“ antwortete Nüßingen.

„Das bringt mein Gewerbe mit sich,“ entgegnete sie.

Asien führte Nüßingen in die Rue Barbette, wo sie mit ihm in ein Haus trat, welches einem Tapezirer gehörte, der meublirte Zimmer vermiethete. Sie führte ihn in das vierte Stock.

Als der Millionair in einem schlecht eingerichteten Zimmer Esther erblickte, welche sich als Näherin gekleidet hatte und an einer Stickerei arbeitete, erbleichte er. Eine Viertelstunde lang vermochte der verjüngte Greis kein Wort zu sagen. Asien schien indessen mit Esther ein geheimes Gespräch zu führen.

„Mein Fräulein,“ sagte er endlich zu dem armen Mädchen, „würden Sie die Güte haben, mich als Ihren Beschützer anzunehmen? . . .“

„Ich muß wohl, mein Herr,“ sagte Esther, aus deren Augen große Thränen hervortraten und über die Wangen hinabrollten.

„Weinen Sie nicht. Ich will Sie zu dem glücklichsten von allen Mädchen machen. . . Erlauben Sie nur, daß ich Sie liebe. . . Sie werden sehen . . .“

„Meine Kleine,“ sagte Asien, „der Herr ist sehr vernünftig; er weiß, daß er seine sechzig Jahre schon hinter sich hat und wird äußerst nachsichtig sein. Kurz, mein schöner Engel, er ist ein Vater, den ich für Dich aufgesucht

habe... Man muß so mit ihr sprechen," sagte Asien dem überraschten Baron in das Ohr. „Man fängt die Schwalben nicht, wenn man mit der Pistole nach ihnen schießt. Kommen Sie mit mir."

Asien führte Nüßingen in das anstoßende Zimmer.

„Sie kennen doch unsere kleinen Verabredungen," sagte sie zu ihm.

Nüßingen zog aus einer Busentasche eine Brieftafel hervor und zählte die hunderttausend Franken auf, welche der Abbé, in einem Kabinet verborgen, bereits mit lebhafter Ungeduld erwartete und dann aus den Händen der Köchin empfing.

„Das sind hunderttausend Franken, welche unser gute Mann auf Asien angelegt hat, nun soll er auch sein Geld noch auf Europa anlegen," sagte der Abbé zu seiner Vertrauten, als er mit ihr die Treppe hinabging.

Er gab dann der Malaiin seine weitern Vorschriften und entfernte sich, worauf die letztere in das Zimmer zurückkehrte, in welchem Esther heiße Thränen weinte. Das arme Kind hatte, nach Art der zum Tode verurtheilten Verbrecher, schöne hoffnungsvolle Romane entworfen, allein die Stunde des Todes hatte geschlagen.

„Meine lieben Kinder," sagte Asien, „wohin wollt Ihr Euch begeben?... Denn der Baron von Nüßingen..."

Esther blickte den berühmten Banquier an, indem sie sich sehr erstaunt stellte und dadurch ihren Beruf zu einer Schauspielerin bekundete.

„Ja, mein Kind, ich bin der Baron von Nüßingen..."

„Der Baron von Nüßingen kann in einem so schlechten

Zimmer nicht bleiben. Hören Sie ... Ihre ehemalige Kammerjungfer Eugenie ..."

„Eugenie! ..." rief der Baron aus, „in der Rue Taitbout?"

„Ganz recht, dieselbe," sagte Asien. „Sie hat von den Gerichten den Auftrag erhalten, die mit Arrest belegten Möbel zu behüten, und die Wohnung der schönen Engländerin gemiethet. .."

„Ei! ich begreife!" sagte der Baron.

„Die ehemalige Kammerjungfer der Dame," fuhr Asien ehrfurchtsvoll fort, „wird Sie heute Abend sehr gern empfangen, und nie wird es sich ein Häscher des Handelsgerichts einfallen lassen, Esther in ihrer ehemaligen Wohnung aufzusuchen, welche sie seit drei Monaten verlassen hat."

„Trefflich! trefflich!" rief der Baron aus. „Ueberdieß kenne ich die Leute des Handelsgerichts und brauche nur zwei Worte zu sagen, um sie zur Ruhe zu verweisen."

„Auch werden Sie in Eugenien eine schlaue Dienerin haben, denn ich bin es, welche dieselbe für Madame ausgewählt hat."

„Ich kenne Eugenie bereits," sagte der Millionair lachend. „Eugenie hat mich um dreißigtausend Franken betrogen."

Esther schien vor Schrecken zurückzuschaudern.

„O! das war meine eigene Schuld," fuhr der Baron fort. „Ich lief Ihnen nach. .."

Er erzählte dann die Täuschung, welche er erlebt hatte, indem er statt Esthers eine Engländerin in der Wohnung der erstern antraf.

„Nun! sehen Sie, Madame? ..." sagte Asien, „die

verschmitzte Eugenie hat Ihnen davon kein Wort gesagt! Aber Madame hat sich an das Mädchen gewöhnt,“ fuhr sie darauf zu dem Baron gewandt fort, „behalten Sie daher dasselbe immerhin.“

Asien nahm dann Nüßingen auf die Seite und sagte zu ihm:

„Wenn Sie Eugenie monatlich fünfhundert Franken geben, so wird sie Ihnen alles sagen, was Madame thut; geben Sie dieselbe ihr ja zur Kammerjungfer, denn Eugenie wird sich um so diensteifriger zeigen, damit sie ihren Fehler wieder gut mache.... Durch nichts werden Mädchen fester an einen Mann gefesselt, als durch das Bewußtsein einer Schuld. Halten Sie aber Eugenie im Zaum, denn das Mädchen thut um des Geldes willen Alles!...“

Nüßingen, dieser sonst so scharfblickende Mann, hatte jetzt in Folge seiner Liebe eine Binde vor den Augen und ließ sich leiten, wie ein Kind. Der Anblick der unschuldigen und liebenswürdigen Esther, welche die Thränen aus ihren Augen trocknete, und mit der Sittsamkeit eines unschuldigen Mädchens an ihrer Stickerei arbeitete, regte bei dem verliebten Greise die Gefühle auf, welche er schon im Hölzchen von Vincennes kennen gelernt hatte: er hätte jetzt den Schlüssel zu seiner Kasse hingegeben! Er fühlte sich jung, fühlte sein Herz von Liebe erfüllt und wartete nur darauf, daß Asien gehe, um sich der Madonna zu Füßen werfen zu können.

„Wollen Sie mich in die Rue Taitbout begleiten?...“ fragte er.

„Wohin es Ihnen beliebt, mein Herr,“ entgegnete sie und erhob sich.

„Nur wohin es Ihnen beliebt!“ antwortete er höflich. „Sie sind ein Engel, der vom Himmel herniedergestiegen ist, und ich liebe Sie mit der Inbrunst eines Jünglings, obgleich ich bereits graue Haare habe. . .“

„O! Sie könnten recht gut weiße Haare sagen,“ versetzte Asien, „denn sie sind zu schön schwarz, als daß sie nur grau sein sollten.“

„Geh', schändliche Menschenverkäuferin! Du hast Dein Geld, nun entweihe durch Deine Gegenwart diese schöne Blume der Liebe nicht weiter!“ sagte der Banquier, indem er sich für alle Beleidigungen, die er ertragen hatte, rächte.

„Warte, Du sollst diese Worte theuer bezahlen . . .“ sagte Asien zu ihm.

---

3. Eine erste Nacht.

Nüßingen reichte Esther seinen Arm und führte sie mit mehr Achtung, als er gegen die schöne Herzogin von Maufrigneuse gezeigt haben würde, an seinen Wagen.

„Sie werden eine schöne Kutsche bekommen, die schönste in ganz Paris,“ sagte Nüßingen unterwegs. „Die köstlichsten Erzeugnisse des Luxus sollen Ihnen zu Gebote stehen. Eine Königin soll nicht prachtvoller wohnen und leben, als Sie. Man wird Sie ehren, wie eine Braut in Deutschland; Sie sollen Ihre Freiheit genießen und nicht ferner weinen. Hören Sie denn nicht auf meine Worte?... Ich fühle eine wahrhaft reine Liebe zu Ihnen. Jede Ihrer Thränen ist ein Dolchstoß für mein Herz...“

„Kann man denn eine reine Liebe zu einem Mädchen fühlen, das man gekauft hat?...“ fragte das arme Mädchen mit schmerzlicher Stimme.

„Joseph wurde wegen seiner Schönheit von seinen Brüdern verkauft. So steht es in der Bibel. Im Morgenlande kauft man auch die gesetzmäßigen Frauen.“

Als Esther in der Rue Taitbout angelangt war, vermochte sie nicht ohne einen herben Schmerz den Schauplatz

ihres Glücks anzublicken. Unbeweglich saß sie auf einem Divan und trocknete ihre Thränen ab, ohne ein Wort von den Thorheiten zu hören, welche ihr der Banquier vorsprach: er warf sich vor ihr auf die Kniee, und sie ließ ihn liegen, ohne ein Wort zu sagen, überließ ihm ihre Hände, wenn er dieselben ergriff, aber schien gewissermaßen nicht zu wissen, welchen Geschlechts Nüßingen sei, als er ihre Füße erwärmte, die er sehr kalt fand.

Diese Scene, während welcher heiße Thränen auf das Haupt des Barons flossen, und er ihre eiskalten Füße erwärmte, dauerte von Mitternacht bis zwei Uhr Morgens.

„Eugenie," sagte endlich der Baron, indem er Europa rief, „bewegen Sie doch Ihre Herrin, daß sie sich zu Bette legt..."

„Nein," sagte Esther, indem sie wie ein erschrecktes Pferd zusammenfuhr, „hier nicht!..."

„Hören Sie, mein Herr," sagte Europa zu dem Banquier, „ich kenne Madame, sie ist sanft und gut, wie ein Lamm, allein man darf sie nicht mit Gewalt angreifen, man muß ihr die Zügel schießen lassen... Sie ist hier so unglücklich gewesen! Ihre Möbel sind so sehr abgenutzt! Ueberlassen Sie dieselbe ihren Gedanken. Richten Sie ihr eine recht hübsche Wohnung ein. Wenn sie sich zwischen neuen Umgebungen sieht, so vergißt sie vielleicht ihre früheren Leiden und fühlt sich wieder besser... Sie wird dann gewiß sanft wie ein Engel werden. O! Madame hat ihres Gleichen nicht! Und wie herrlich weiß sie sich zu kleiden! Leider sind ihr alle ihre Kleidungsstücke weggenommen, und was sie noch hat, ist abgetragen. Allein sie ist so gut, so zärtlich, daß ich selbst sie liebe, obgleich sie meine Gebiete-

rin ist! Nehmen Sie Rücksicht! ... Wie kann sich ein Mädchen glücklich fühlen und der Liebe überlassen, wenn es seine mit Beschlag belegten Möbel um sich sieht! Und wer hat die Möbel mit Beschlag belegt? ein Taugenichts, der Madame getäuscht hat! ... Das arme Mädchen! es gleicht sich selbst nicht mehr."

„Esther ... Esther ..." sagte der Baron, „legen Sie sich, mein Engel!"

Esther weinte.

„Wenn Sie sich etwa vor mir fürchten, so werde ich auf diesem Kanapee bleiben," sagte der Baron, den die reinste Liebe entflammte.

„Gut!" antwortete Esther, ergriff die Hand des Barons und drückte einen Kuß auf dieselbe, indem sie dadurch ein Gefühl des Dankes ausdrückte, welches selbst dem Luchs so etwas in die Augen lockte, was einer Thräne glich, „ich werde mich dafür erkenntlich zeigen..."

Sie eilte in ihr Schlafzimmer und schloß sich ein.

„Dahinter steckt etwas Unerklärliches ..." dachte Nüßingen, als er sich auf das Kanapee setzte. „Was wird man zu Hause sagen? ... Mein Wagen steht noch immer vor der Thür... Es wird bald Tag. Wie würde Frau von Nüßingen über mich spotten, wenn sie je erführe, wie ich diese Nacht zugebracht habe."

Er hielt sein Ohr an die Thür des Schlafzimmers, als er sich etwas zu schlecht gebettet fand, und deßhalb wieder aufgestanden war.

„Esther! ..."

Keine Antwort.

„Mein Gott! sie weint noch immer! ... sagte er und kehrte nach seinem Kanapee zurück.

Es war etwa zehn Minuten nach Sonnenaufgang, als der Baron von Nüßingen, der endlich trotz seiner unbequemen Lage aus Ermattung eingeschlafen war, plötzlich durch Europa geweckt wurde.

„Ach, mein Gott! Madame!“ rief Esther, „Soldaten! ... Gendarmen, Häscher. Sie sollen festgenommen werden.“

Als Esther ihre Thür öffnete und sich in ihrem Schlafrock mit aufgelösten Haaren und barfuß zeigte, schön wie ein Engel Raphaels, da brach durch die Thür des Salons eine Fluth von Männern herein, welche dem himmlischen Mädchen entgegenströmte.

Ein Mann ging allen Anderen voran. Es war Contenson, der schreckliche Contenson, welcher seine Hand auf Esthers Schulter legte.

„Sie sind Fräulein Esther van ...“ sagte er.

Europa gab in demselben Augenblicke Contenson einen heftigen Backenstreich und trat ihm zu gleicher Zeit so sicher in die Kniekehlen, daß er zurückstürzte und sich noch Glück wünschen konnte, daß er auf einen weichen Teppich fiel.

„Zurück!“ schrie sie, „Niemand rühre meine Gebieterin an.“

„Sie hat mir das Bein gebrochen! ...“ schrie Contenson, indem er sich erhob, „das soll sie mir bezahlen. ..“

Aus dem Haufen der Gehilfen des Häschers, welche wie echte Häschergehilfen gekleidet waren, ihre schrecklichen Hüte auf den noch schrecklicheren Köpfen behielten, denen die Nasen fehlten, während die Mäuler weit geöffnet waren,

trat der Häscher des Handelsgerichts selbst hervor, anständiger gekleidet, als seine Leute, aber mit dem Hute auf dem Kopfe.

„Mein Fräulein," sagte er, süßlich grinsend und spöttisch lächelnd zu Esther, „ich verhafte Sie. Was aber Sie betrifft, meine Tochter," sagte er zu Europa, „so würde jede Empörung bestraft werden, und jeder Widerstand ist unnütz."

Das Geräusch, welches in diesem Augenblicke die Flinten verursachten, deren Kolben auf den Boden des Speisesaales und des Vorzimmers fest niedergesetzt wurden, deutete darauf, daß die Leute des Handelsgerichts noch durch militairische Bedeckung verstärkt waren und die Worte des Häschers erhielten dadurch noch mehr Gewicht.

„Warum soll ich verhaftet werden? ..." fragte Esther unschuldig.

„Wir haben unsere kleinen Schulden! ..." antwortete der Häscher des Handelsgerichts.

„Das ist wahr," sagte Esther. „Lassen Sie mir nur so viel Zeit, daß ich mich ankleiden kann."

„Unglücklicher Weise, mein Fräulein, muß ich mich erst überzeugen, ob Sie in Ihrer Kammer keine Thür haben, durch welche Sie entfliehen können," sagte der Häscher des Handelsgerichts.

Der ganze Auftritt, welchen wir bisher beschrieben haben, war so schnell vor sich gegangen, daß der Baron bisher keine Zeit gehabt hatte, sich in die Sache zu mischen.

„Nun! bin ich nicht jetzt wieder eine Menschenverkäuferin, Baron von Nüßingen? ..." fragte die schreckliche Asia, indem sie sich zwischen den Gerichtsdienern hindurch

bis zu dem Divan drängte, vor welchem der Banquier stand.

„Elende Spitzbübin!“ rief Nüßingen aus.

Der König der Luchse richtete sich jetzt in seiner ganzen finanzlichen Majestät auf und trat zwischen Esther und den Häscher des Handelsgerichts, welcher letztere sogleich achtungsvoll seinen Hut vom Kopfe nahm, als ihm Contenson zurief:

„Herr von Nüßingen! . . .“

Auf ein Zeichen des Häschers räumten seine Gehilfen sogleich das Zimmer und zogen ebenfalls ehrerbietig ihre Hüte ab. Nur Contenson blieb.

„Bezahlt der Herr Baron? . . .“ fragte der Häscher, der seinen Hut in der Hand hielt.

„Ich bezahle,“ antwortete er, „allein vorher muß ich wissen, warum es sich handelt.“

„Dreihundertundzweitausend Franken, ohne die Kosten der Verhaftung.“

„Dreihunderttausend Franken!“ rief der Baron aus. „Das ist ein zu theures Erwachen für einen Mann, welcher die Nacht auf einem Kanapee zugebracht hat,“ sagte er Europa in das Ohr.

„Ist dieser Mann wirklich der Baron von Nüßingen?“ fragte Europa den Häscher des Handelsgerichts, indem sie ihren Zweifel durch eine Handbewegung erklärte, welche Fräulein Dupont, die letzte Soubrette des Theater Français beneidet haben würde.

„Ja, mein Fräulein,“ sagte der Häscher.

„Ja,“ wiederholte Contenson.

„Ich bürge für sie,“ sagte der Häscher, „erlauben Sie mir, daß ich ein Wort mit ihr spreche.“

Esther und ihr alter Liebhaber traten in das Schlafzimmer, während der Häscher es für zweckmäßig hielt, sein Ohr an das Schlüsselloch zu legen.

„Ich liebe Sie mehr als mein Leben, Esther; allein warum sollen wir Ihren Gläubigern eine Summe geben, welche in Ihrer Tasche besser angelegt ist. Gehen Sie in das Gefängniß, ich werde versuchen, die hunderttausend Thaler mit hunderttausend Franken abzukaufen, und Sie bekommen dann zweihunderttausend Franken für sich.“

„Dieses System ist überflüssig,“ rief der Häscher und öffnete die Thür. „Der Gläubiger ist in das Fräulein nicht verliebt und will noch mehr als Alles, seit er weiß, daß Sie durch die Schönheit der Dame gefesselt sind.“

„Du weißt nicht, was Du sagst,“ entgegnete Nüßingen; „ich gebe Dir fünf Prozent, wenn Du die Sache machst. . .“

„Es ist mir unmöglich, Herr Baron.“

„Wie, mein Herr,“ sagte Europa, die jetzt ebenfalls hinzutrat, „Sie könnten meine Herrin in das Gefängniß gehen lassen? . . . Wollen Sie mein Lohn, meine Ersparnisse haben?“

„Ach! mein armes Mädchen,“ rief Esther aus, „ich kannte Dich bisher noch nicht.“

Esther drückte Europa in ihre Arme und Europa brach in Thränen aus.

„Ich bezahle,“ sagte mitleidig der Baron und zog eine kleine Brieftasche hervor.

Er nahm aus der Brieftasche eins von jenen kleinen

viereckigen bedruckten Papieren, welche die Bank von Frankreich den Banquiers giebt, und auf denen sie nur in Zahlen und Buchstaben die Summen anzuführen haben, um aus ihnen sogleich Anweisungen zu machen, welche dem Besitzer bezahlt werden.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Baron," sagte der Häscher des Handelsgerichts; „ich habe den Befehl, meine Bezahlung in Gold oder Silber entgegenzunehmen; da Sie es aber sind, so werde ich mich auch mit Bankbillets begnügen ..."

„Der Teufel!" rief der Baron aus, „zeigen Sie mir doch die Akten."

„Contenson," sagte der Häscher.

Contenson überreichte drei Aktenhefte, die in blaues Papier geschlagen waren. Als der Baron dieselben hinnahm, sagte er Contenson in das Ohr: „Du hättest ein besseres Tagelohn verdient, wenn Du mich vorher benachrichtigt hättest."

„Ei! Herr Baron, wußte ich denn, daß Sie hier wären? ..." antwortete der Spion, ohne sich darum zu kümmern, ob er von dem Häscher des Handelsgerichts gehört werde oder nicht. „Sie haben viel dadurch verloren, daß Sie mir Ihr ferneres Zutrauen nicht geschenkt haben. Man schröpft Sie jetzt," fuhr er achselzuckend fort.

„Das ist wahr ..." dachte der Baron. „Ach! meine Kleine," fuhr er darauf zu Esther gewandt fort, nachdem er die Wechsel angesehen hatte, „Sie sind das Opfer eines abscheulichen Schuftes."

„Leider, ja!" sagte Esther.

„Wenn ich das gewußt hätte, so würde ich Ihnen die Mittel angegeben haben, diesem Unheil zuvorzukommen.“

„Sie verlieren den Kopf, Herr Baron,“ sagte der Häscher, „hier ist ein dritter Besitzer eingetragen.“

„Ja,“ nahm der Baron das Wort, „die Wechsel sind auf einen Dritten übergegangen. . .“

„Will der Herr Baron vielleicht ein paar Zeilen an seinen Kassirer schreiben? . . .“ fragte der Häscher; „ich will Contenson gleich abschicken und meine Leute nach Hause gehen lassen, denn es wird immer heller und das ganze Viertel möchte aufgeregt werden.“

„Geh, Contenson!“ sagte Nüßingen. „Mein Kassirer wohnt an der Ecke der Rue des Mathurins und der Rue de l'Arcade. Hier sind ein paar Worte, damit er gleich zu du Tillet oder zu den Gebrüdern Keller geht, falls wir keine hunderttausend Thaler in dem Hause haben, denn unser ganzes Geld liegt in der Bank. . . Kleiden Sie sich an, mein Engel,“ sagte er zu Esther, „Sie sind frei. Die alten Mädchen,“ fuhr er dann mit einem Blick auf Asien fort, „sind aber noch gefährlicher, als die jungen. . .“

„Nun will ich zu dem Gläubiger gehen, der sich in das Fäustchen lachen wird,“ sagte Asien zu ihm; „er wird mir gewiß so viel geben, daß ich mir heute einen vergnügten Tag machen kann. Darum keine Feindschaft, Herr Baron . . .“ fuhr die Mulattin mit einem schauderhaften Knix fort.

Der Häscher empfing die Akten aus den Händen des Barons zurück und blieb allein mit ihm in dem Salon, in welchem eine halbe Stunde später auch der Kassirer erschien, von Contenson begleitet. Esther trat dann in einem reizen-

den Morgenanzuge ein. Als die Gelder von dem Häscher des Handelsgerichts nachgezählt waren, wollte der Baron die Wechsel nochmals prüfen; allein Esther entwand sie auf geschickte Weise seinen Händen und verschloß sie in ihren Secretair. Der Häscher ging mit Contenson, doch auf dem Boulevard hielt ihn Asien an, welche seinen Schritten gefolgt war.

„Der Huissier und der Gläubiger sitzen dort in einem Fiacker, sie haben Durst,“ sagte sie zu ihm.

Contenson konnte die Augen des Abbé und etwas von der Gestalt seiner Stirn bemerken; er sah nach der Nummer des Fiacker, während er durchaus nicht auf das zu achten schien, was um ihn her vorging. Asien und Europa zogen seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade auf sich; er dachte, daß der Baron die Beute außerordentlich gewandter Leute sei, und glaubte sich um so mehr davon zu überzeugen, weil auch der Häscher des Handelsgerichts mit einer außerordentlichen Verschwiegenheit zu Werke ging. Europa's Fußtritt hatte Contenson überdieß nicht bloß in der Kniekehle getroffen.

„Das ist eine sehr schöne Dame,“ sagte der Kassirer zu seinem Herrn, als Beide die Rue Taitbout mit einander verließen, „allein sie kommt dem Herrn Baron sehr theuer zu stehen.“

„Beobachten Sie mir das Geheimniß,“ sagte der Baron, der auch Contenson und den Häscher des Handelsgerichts um Geheimhaltung gebeten hatte.

Der Abbé entließ den Huissier, bezahlte ihn freigebig und sagte zu dem Fiacker: „Nach dem Palais royal!“

„Ei! dieser Spitzhund," dachte Contenson, „da steckt etwas dahinter."

Der Abbé ging durch das Palais royal, nahm auf dem Platze einen andern Fiacker und sagte zu diesem:

„Nach dem Opernhause!"

Eine Viertelstunde später trat er in die Rue Taitbout und erschien bei Esther, welche zu ihm sagte:

„Hier sind die unglücklichen Wechsel."

Der falsche Spanier nahm die Wechsel, prüfte sie und ging dann mit ihnen in die Küche, um sie auf dem Herde zu verbrennen.

„Der Spaß ist beendigt!" sagte er und zeigte die dreihundertundzweitausend Franken, welche in ein Packet gerollt waren, das er aus der Tasche seines Ueberrocks hervorzog. „Dieses hier und Asiens hunderttausend Franken erlauben uns ein freieres Spiel..."

„Mein Gott! mein Gott!" rief die arme Esther aus.

„Schwachköpfige," sagte der kalte Rechnenmeister, „stelle Dich gegen Nüßingen, als seiest Du seine Freundin, und Du kannst dann auch Lucien wiedersehen, wenn er Nüßingens Freund geworden ist. Ich verbiete Dir nicht, Dich dann auf das Neue in ihn zu verlieben!"

Es kam Esther vor, als falle ein schwaches Licht in ihr dunkles Leben. Sie athmete neu wieder auf.

---

4. Einige Aufklärungen.

„Europa, meine Tochter,“ sagte der Abbé und führte dieses Geschöpf in eine Ecke des Boudoirs, so daß Niemand ein Wort von der Unterhaltung hören konnte, „ich bin mit Dir zufrieden.“

Europa schlug ihre Augen auf und blickte den Abbé mit einem Ausdruck an, welcher ihr verwelktes Antlitz so umwandelte, daß Asien, welche an der Thür wachte und die Scene mit ansah, sich fragte, ob der Antheil, welchen der Spanier an Europa nähme, wohl ein größerer sei, als der, durch welchen sie sich an ihn geschmiedet fühlte.

„Das ist noch nicht Alles, meine Tochter, vierhunderttausend Franken sind noch nichts für mich. Paccard wird Dir eine Rechnung für Silbergeschirr übergeben, welche sich auf dreißigtausend Franken beläuft, und worauf er Abschlagszahlungen erhalten hat; allein unser Goldschmied hat Kosten gehabt. Unser Mobiliar, welches durch ihn mit Beschlag belegt ist, wird ohne Zweifel morgen in den Zeitungen zum Verkauf ausgeschrieben werden. Gehe zu dem Manne,

welcher in der Rue de l'Arbre=Sec wohnt, er wird Dir für zehntausend Franken Leihhausscheine geben. Du begreifst: Esther hat sich ein Silbergeschirr machen lassen, hat es aber nicht bezahlt und zum Gevatter geschickt. Nun wird sie mit einer Klage wegen Betrügerei bedroht. Der Goldschmied muß also dreißigtausend Franken bekommen und zehntausend Franken sind aufs Leihhaus zu schicken, um das Silbergeschirr wieder zu erlangen. Summa: dreiundvierzigtausend Franken und was die Kosten noch betragen. Unter dem Silbergeschirr ist aber vieles Mischgut, der Baron muß ein neues kaufen und wir machen uns dabei wieder siebentausend Franken. Nun schuldet Ihr der Näherin seit zwei Jahren, wie viel macht das?"

„Sechstausend Franken," sagte Europa.

„Gut! wenn Madame Auguste ihre Bezahlung haben und die Kundschaft behalten will, so muß sie eine Rechnung von dreißigtausend Franken, seit vier Jahren aufgelaufen, ausstellen. Eben so wird es mit der Putzhändlerin gemacht. Der Juwelier, der Jude aus der Rue Saint-Avoie, wird Dir Schuldscheine leihen: wir schulden ihm fünfundzwanzigtausend Franken und haben sechstausend Franken nöthig, um die Schmucksachen vom Leihhause einzulösen. Wir geben die Juwelen dem Juwelier zurück, denn die Hälfte der Steine besteht aus unechten; der Baron darf sie daher nicht zu nahe anblicken. Kurz, Du mußt den Baron binnen hier und acht Tagen noch hundertundfunfzigtausend Franken ausspucken lassen . . ."

„Madame wird mir dabei etwas helfen müssen," antwortete Europa, „sie benimmt sich ganz ungeschickt. . ."

„Wenn Esther wieder in ihre Empfindsamkeit verfällt,

so benachrichtigst Du mich davon," sagte der Abbé. „Nüßingen muß ihr eine Kutsche und Pferde anschaffen, sie muß aber dieselben allein auswählen und kaufen wollen. Ihr begebt Euch dann zu dem Pferdehändler und Wagenverleiher, bei welchen Paccard ist. Dort werdet Ihr wunderschöne und sehr theure Pferde bekommen, die einen Monat später lahm gehen."

„Man könnte auch noch von dem Parfumeur eine Rechnung für sechstausend Franken kommen lassen," sagte Europa.

„O!" sagte er, „ganz langsam, von einer Rechnung zur andern. Bis jetzt hat Nüßingen nur einen Arm in die Schlinge gesteckt, wir müssen aber seinen Kopf haben. Ich habe außer den genannten Summen noch fünfhunderttausend Franken nöthig . . ."

„Die können Sie bekommen," antwortete Europa. „Madame könnte dem dicken Schwachkopf schon sechshunderttausend entwinden, wenn sie gegen ihn freundlich thäte, und dann noch vierhunderttausend für innige Liebe verlangen. . ."

„Merk' Dir das, meine Tochter," sagte der Abbé. . . „An dem Tage, wo ich die letzten hunderttausend Franken einstreiche, bekommst Du zwanzigtausend davon. . ."

„Wozu kann mir das dienen?" fragte Europa.

„Du kannst dann nach Valenciennes zurückkehren, ein hübsches Haus kaufen und eine ehrliche Frau werden, wenn Dir das noch möglich ist," versetzte der Abbé.

„Nach Valenciennes zurückkehren! . . . ist das wirklich Ihre Meinung, mein Herr? . . ." fragte Europa.

Europa war in Valenciennes geboren, Tochter eines

sehr armen Webers, und mit ihrem siebenten Jahre in eine Spinnstube geschickt. Die moderne Industrie hatte ihre körperlichen Kräfte verzehrt, so wie das Laster ihren Geist vor der Zeit verderbt hatte. Verführt im zwölften Jahre, Mutter im dreizehnten, hatte sie sich zu den gesunkensten Wesen gesellt. Augenzeugin eines Mordes, war sie, wenn auch nur als Zeugin, doch vor dem Assisenhofe erschienen. Besiegt im sechzehnten Jahre durch einen Rest von Rechtschaffenheit, durch den Schrecken, welchen die Gerichtsversammlung einflößt, wurde sie durch ihr Zeugniß die Ursache, daß der Angeklagte zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Der Verbrecher, einer jener Tiefgesunkenen, welche zu schrecklichster Rache geneigt sind, hatte in Gegenwart der Richter zu dem Mädchen gesagt: „In zehn Jahren werde ich, wie jetzt, an dieser Stelle erscheinen, wegen Deines Todes, Modeste (Europa hieß Modeste Servien), angeklagt!“

Der Präsident des Gerichtshofes suchte Modeste Servien zu ermuthigen, indem er ihr die Unterstützung der Gerechtigkeit verhieß; allein das arme Kind war von einem so gewaltigen Schrecken ergriffen, daß es in eine Krankheit verfiel und gegen zwei Jahr im Hospitale zubrachte.

Die Gerechtigkeit ist ein vernünftiges Wesen, welches durch eine gewisse Menge von Personen dargestellt wird, die sich fortwährend erneuern, und dessen gute Absichten und Erinnerungen daher oft bei diesen Erneuerungen verloren gehen. Die Richter können hinsichtlich der Verbrechen nichts verhindern, sie sind nur da, um die begangenen zu bestrafen. Eine Verhinderungs-Polizei wäre daher eine Wohlthat für ein Land; allein das Wort Polizei erschreckt heu-

tiges Tages den Gesetzgeber, der zwischen den Worten Regierung, Verwaltung, Gesetzgebung nicht mehr unterscheiden kann, denn er will Alles erschöpfen, als ob er frei handeln könnte.

Der Sträfling dachte gewiß noch immer an sein Opfer und seine Rache, während die Richter weder an das eine, noch an das andere mehr dachten.

Modeste begriff instinktmäßig ihre Gefahr, verließ Valenciennes und kam im achtzehnten Jahre nach Paris, um sich dort zu verbergen. In zwei Jahren übte sie vier Gewerbe aus, von denen das beste noch das einer Statistin an einem kleinen Theater war. Sie kam mit Paccard zusammen, dem sie ihre Leiden erzählte. Paccard, der rechte Arm des Jacques Collin, sein Giafar, sein Seid, sprach mit seinem Herrn über Modeste, und als der Herr einer Sklavin bedurfte, sagte er zu Modeste: „Wenn Du mir dienen willst, wie man dem Teufel dienen muß, so werde ich Dich gegen Durut schützen!“

Durut war jener Sträfling, das Damokles-Schwert, welches über dem Haupte der Modeste Servien hing.

Ohne diese Bemerkung hätte vielleicht mancher Beurtheiler Europa's Anhänglichkeit etwas phantastisch gefunden und Niemand würde die Theater-Wirkung begriffen haben, welche der Abbé hervorbringen wollte.

„Ja, meine Tochter, Du kannst nach Valenciennes zurückkehren. Sieh hier, lies! . . .“

Er reichte ihr die gestrige Zeitung hin und zeigte mit dem Finger auf folgenden Artikel:

„Toulon. — Gestern hat die Hinrichtung des Jean

François Durut stattgefunden. . . Schon am frühen Morgen ꝛc."

Modeste ließ die Zeitung fallen, ihre Beine wichen unter dem Gewicht ihres Körpers und doch war sie wie neu geboren.

„Du siehst, ich habe mein Wort gehalten. Durch vierjährige Bemühung habe ich es dahin gebracht, daß Durot in eine Schlinge fiel und sein Haupt verlor. . . Nun! vollende hier mein Werk und bald sollst Du an der Spitze eines kleinen Handels in Deiner Vaterstadt stehen, sollst ein Vermögen von zwanzigtausend Franken besitzen."

Europa nahm die Zeitung wieder auf und las mit freudestrahlenden Augen alle die kleinen Einzelnheiten, welche die Zeitungen, ohne zu ermüden, seit zwanzig Jahren über die Hinrichtungen der Sträflinge geben: sie las, wie großartig das Schauspiel gewesen, wie der Priester den armen Sünder bekehrt habe, las die ermahnende Anrede des alten Verbrechers an das Volk, dann alle die tausend Mal wiederholten Bemerkungen, durch welche doch bis jetzt noch nicht ein einziger Sünder gebessert ist.

„Asien muß wieder in das Haus eingeführt werden," sagte der Abbé.

Asien näherte sich, da sie neugierig war, den Grund von Europa's Freude zu erfahren.

„Um abermals Köchin zu werden, mußt Du dem Baron ein Mahl auftragen, wie er noch nie eins gegessen hat," sagte der Abbé; „dann sagt Ihr ihm, daß Asien ihr ganzes Geld beim Spiele verloren habe und in das Haus zurückgekehrt sei. Einen Heiducken haben wir nicht mehr nöthig. Paccard wird also Kutscher werden, denn an die Kutscher

wenden sich die Kundschafter am häufigsten. Ueberdieß setzen wir ihm eine Perücke auf und einen großen Dreimaster, damit er unkenntlich werde."

„Wir werden also Bedienten in das Haus bekommen?" fragte Asien.

„Lauter rechtschaffene Männer," antwortete der Abbé.

„Lauter Schwachköpfe!" versetzte die Mulattin.

„Wenn der Baron ein Hotel miethet, so wird Paccard schon einen Freund haben, welcher das Amt eines Thürstehers übernehmen kann," versetzte der Abbé. „Dann bedürfen wir nur noch einen Bedienten und eine Küchenmagd, und zwei Fremde werdet Ihr doch wohl überwachen können. . ."

Als der Abbé eben gehen wollte, erschien Paccard.

„Es sind Leute auf der Straße, bleiben Sie," sagte er.

Diese einfachen Worte versetzten den Abbé in Schrecken. Er begab sich auf Europa's Schlafkammer und blieb dort, bis Paccard einen Miethwagen geholt hatte, welcher in das Haus einfuhr. Der Abbé verschloß den Wagen sorgfältig und fuhr nun schnell davon. In der Vorstadt Saint Antoine ließ er sich einige Schritte von einer Fiacker-Station absetzen, ging dann zu Fuß zu einem andern Fiacker und kehrte nach dem Quai Malaquis zurück, ohne weiter von Neugierigen verfolgt zu werden.

„Hier, mein Junge!" sagte er zu Lucien und zeigte ihm die vierhunderttausend Frankenbillets, „das haben wir abschläglich auf den Kaufpreis der Herrschaft Rubempré erhalten. Hunderttausend wollen wir auf das Spiel setzen. Man hat die Omnibus eingeführt und die Pariser sind von dieser Neuerung überrascht. In drei Monaten wird sich un-

ser Kapital verdreifacht haben. Ich verstehe mich auf dieses Geschäft; man zahlt anfangs herrliche Dividenden, die man von dem Kapitale nimmt, damit die Actien steigen: das ist eine Erfindung von Nüßingen. Wenn wir die Besitzung Rubempré wieder kaufen, so brauchen wir auch nicht Alles auf der Stelle zu bezahlen. Du gehst zu des Lupeaulx und bittest ihn, daß er Dich an einen Anwalt empfehle, Namens des Roches, einen abgefeimten Schurken, den Du dann selbst in seinem Bureau besuchst: Du bittest ihn, nach Rubempré zu reisen, das Terrain zu studiren, und versprichst ihm zwanzigtausend Franken Honorar, wenn er Dir für achthunderttausend Franken so viele Grundstücke in der Nähe des verfallenen Schlosses kaufen kann, daß Du dadurch ein jährliches Einkommen von fünfunddreißigtausend Franken erhältst."

„Was Du für Luftschlösser bauen kannst!"

„Ich baue immer Luftschlösser. Allein jetzt scherzen wir nicht. Hunderttausend Thaler kannst Du gleich im Schatze anlegen, damit Du die Zinsen nicht verlierst, Du kannst sie auch des Roches lassen, da er ein eben so pünktlicher Mann ist, wie er abgefeimt ist... Ist das geschehen, so eilst Du nach Angoulême und bittest Deine Schwester und Deinen Schwager, daß sie eine kleine Nothlüge auf sich nehmen. Deine Verwandten können sagen, daß sie Dir sechshunderttausend Franken geschenkt haben, um Deine Verheirathung mit Clotilde von Grandlieu zu erleichtern; das entehrt nicht."

„Wir sind gerettet!" rief Lucien geblendet aus.

„Du!" sagte der Abbé; „aber auch Du nicht eher,

bis Du Saint=Thomas=d'Aquien mit Clotilde als Frau verläßt. . ."

„Was befürchtest Du? . . ."

„Es sind Neugierige auf meiner Fährte. . . Ich muß mich hüten, daß man mich nicht erkennt! . . ."

5. Gewinnste und Verluste.

„Ich befürchte doch, einen schlechten Feldzug gemacht zu haben ...“ sagte der Baron zu seinem Kassirer, als sie nach Hause kamen. „Bah! wir wollen es schon wieder gut machen...“

„Das Unglück besteht dabei nur darin, daß sich der Herr Baron als Liebhaber hat zu erkennen geben müssen...“

„Ja, allein meine Geliebte soll auch in eine meiner würdige Lage versetzt werden.“

Der Baron war nun überzeugt, daß Esther früher oder später ganz die Seinige werden würde; und als er daher jetzt nach Hause zurückgekehrt war, wurde er ganz wieder der große Finanzmann, der er stets war. Er übernahm die Leitung seiner Geschäfte auf eine so geschickte Weise, daß der Kassirer, welcher ihn am folgenden Tage um sechs Uhr bei seinen Büchern in seinem Kabinet antraf, sich vor Freude die Hände rieb.

„Gewiß, der Herr Baron hat vorige Nacht eine bedeutende Ersparniß gemacht,“ sagte er mit einem halb schlauen, halb dummen Lächeln.

Wenn reiche Leute, wie der Baron von Nüßingen, mehr Gelegenheit haben, Geld zu verlieren, als Andere, so haben sie auch wieder mehr Gelegenheit, solches zu gewinnen, und zwar selbst dann noch, wenn sie sich ihren Thorheiten überlassen.

Es ist hier nicht der Ort, die finanzliche Politik des berühmten Hauses Nüßingen zu erklären, doch möchte die Bemerkung nicht unnütz sein, daß so bedeutende Reichthümer inmitten der geschäftlichen, politischen und gewerblichen Umwälzungen unserer Zeit, nicht erworben, begründet, vergrößert, noch erhalten werden können, ohne daß auf anderen Seiten wieder gewaltige Kapitalien verloren, oder wenn man so lieber will, hundert andere Familien gebrandschatzt werden.

Die europäischen Staaten zu zwingen, daß sie zu zwanzig oder zehn Prozent borgen, diese zehn Prozent mit den Kapitalien anderer Leute gewinnen, von den Gewerbetreibenden eine großartige Steuer zu entnehmen, indem man sich der rohen Stoffe ausschließlich bemächtigt, das sind im Grunde nur Betrügereien, die aber den Gesetzen entgehen und die hohe Politik der Geldmänner ausmachen. Es ist anzuerkennen, daß der Spekulant bei seinen Spekulationen sein Vermögen auf das Spiel setzt; allein es giebt so wenige, welche dergleichen Treffen liefern können, daß die Schafe dabei ruhig ihr Fließ hergeben müssen. Solche große Dinge werden nur von den Schäfern durchgesetzt. Wollen auch Andere an den Spekulationen und Gewinnsten Theil nehmen, so wissen es doch die großen Börsenhelden, wie Nüßingen, schon so einzurichten, daß ihnen allein der Vortheil zufließt.

Mag sich ein Spekulant eine Kugel durch das Gehirn jagen, ein Wechselagent die Flucht ergreifen, ein Notar hundert Familien um ihr Vermögen bringen, was gewiß noch schlimmer ist, als ein Mord, mag ein Banquier mit seinen Gläubigern unterhandeln, das Alles wird in Paris in wenigen Monaten vergessen, und die stürmisch aufgeregten Fluthen des großen Lebens spülen die Erinnerung bald hinweg.

Die ungeheuren Reichthümer eines Jacques Coeur, der Medici, der Ango von Dieppe, der Auffredi von la Rochelle, der Fugger, der Tiepolo, der Corner waren gesetzlich erworben durch Privilegien, welche sie der Unwissenheit dankten, in welcher man sich damals hinsichtlich der nöthigsten oder kostbarsten Erzeugnisse befand; jetzt ist aber das geographische Licht auch auf den großen Haufen übergegangen. Jedes plötzlich erworbene Vermögen ist daher entweder die Wirkung eines Zufalls, die Frucht einer Entdeckung, oder der Erfolg eines gesetzlichen Diebstahls.

Verdorben durch schlechte Beispiele, hat der kleine Handel seit zehn Jahren die treulosen Betrügereien des Großhandels nachgeahmt. Wo man nur etwas von der Chemie versteht, da trinkt man jetzt keinen Wein mehr, und das Gewerbe der Weinbauer geht dabei zu Grunde. Man verkauft verfälschtes Salz, um den Fiscus um seine Steuern zu betrügen. Die Gerichte werden durch diese allgemeine Unredlichkeit erschreckt und der französische Handel ist der ganzen Welt verdächtig. Das Uebel kommt von den politischen Gesetzen her, welche die Herrschaft des Geldes aussprechen, und der glückliche Erfolg erscheint daher einer atheistischen Epoche als vollkommene Freisprechung. Daher

ist die Verderbniß der höheren Kreise, ungeachtet der blendenden Resultate und köstlichen Scheingründe, dennoch unendlich häßlicher, als die unedlen und eigentlich nur auf einzelnen Personen haftenden Verderbnisse der niedern Sphären, von denen einige Einzelnheiten als das komische Element unserer Erzählung dienen. Man hat von dem Theater die Elemente des Komischen verbannt. Man würde Turcaret heut zu Tage nicht darstellen lassen, denn Turcaret ist ein Souverain geworden. Daher erzählt man sich jetzt das, was sonst auf der Bühne vorkam.

Während dieses Morgens, inmitten der Gänge und Wiedergänge, der Ankunften und Entfernungen, der Gehöre, Zwiesprache und gegebenen Befehle, meldete man Nüßingen an, daß eins der reichsten Mitglieder der Gesellschaft verschwunden sei, Jacques Falleix, einer der gewandtesten und reichsten Wechselagenten, der Bruder von Martin Falleix, und Nachfolger von Jules Desmarets.

Jacques Falleix war der erste Wechselagent des Hauses Nüßingen. Im Einklang mit du Tillet und den Gebrüdern Keller hatte der Baron mit einer Kälte den Untergang jenes Mannes beschworen, als hätte es sich nur darum gehandelt, ein Lamm zum Osterfeste zu schlachten.

„Er konnte sich nicht halten . . .“ antwortete höchst ruhig der Baron.

Jacques Falleix hatte der Agiotage vor Kurzem erst ungemeine Dienste erwiesen. In einer Krisis, welche wenige Monate vorher eingetreten war, hatte er „den Platz gerettet,“ indem er mit Kühnheit handelte. Allein von den Luchsen Erkenntlichkeit erwarten, das hieße die hungrigen Wölfe der Ukraine rühren wollen.

„Der arme Mann!“ antwortete der Wechselagent, welcher die Nachricht überbracht hatte, „er hatte diesen Ausgang so wenig geahnet, daß er in der Rue Saint-George ein kleines Haus für seine Geliebte einrichten ließ; er hat dabei hundertundfunfzigtausend Franken verschwendet. Er liebte Madame du Valnoble so sehr! . . . Die Frau ist nun gezwungen, das Alles zu verlassen. . . Alles ist er noch schuldig.“

„Gut, gut,“ dachte Nüßingen, „da kann ich meine Verluste von voriger Nacht wieder gut machen. . . Er hat nichts bezahlt?“ fragte er den Wechselagent.

„Ei!“ antwortete der Agent, „wer hätte dem Herrn Jacques Falleix nicht creditirt. Es scheint, daß er einen ausgezeichneten Keller gehabt hat. Das Haus ist zu verkaufen, und er gedachte es zu kaufen, die Miethe ist in seinem Namen abgeschlossen: welche Albernheit! Silbergeschirr, Mobiliar, Weine, Kutsche, Pferde, Alles wird in die Concoursmasse geworfen, und die Gläubiger werden dadurch doch nichts bekommen!“

„Kommen Sie morgen wieder,“ sagte Nüßingen, „ich werde das Alles ansehen und wenn man den Banquerout nicht ansagt, sondern die Sache im Guten vergleicht, so werde ich einen annehmlichen Preis für das Meublement anbieten und die Miethe übernehmen. . .“

„Das wird sich sehr gut machen,“ sagte der Wechselagent, „gehen Sie heute Morgen hin, Sie werden einen von Falleix Freunden mit den Lieferanten finden, welche sich ein Vorrecht schaffen möchten; aber die Valnoble hat ihre Rechnungen in Falleix Namen empfangen.“

Der Baron von Nüßingen schickte auf der Stelle einen

von seinen Commis zu seinem Notar; Jacques Falleix hatte mit ihm von jenem Hause gesprochen, welches höchstens sechzigtausend Franken werth war; er wollte sogleich der Eigenthümer desselben werden, um das Vorrecht hinsichtlich der Miethsleute auszuüben.

Der Kassirer erschien, um sich zu erkundigen, ob sein Herr etwas bei dem Banquerout verlöre.

„Im Gegentheil, ich werde hunderttausend Franken verdienen, denn ich werde das kleine Haus kaufen, welches der arme Teufel von einem Falleix seit einem Jahre für seine Geliebte eingerichtet hat. Ich werde Alles bekommen, wenn ich den Gläubigern funfzigtausend Franken biete und mein Notar hat meine Befehle hinsichtlich des Hauses schon erhalten, denn der Eigenthümer befindet sich in Verlegenheit! ... Ich wußte das, allein ich hatte meinen Kopf ganz verloren. Binnen Kurzem wird meine göttliche Esther einen kleinen Palast bewohnen. .. Falleix hatte mich dort eingeführt, es ist wunderschön eingerichtet, und zwei Schritte von hier ... das paßt für mich, wie ein Handschuh.“

Der Banquerout des Wechselagent Falleix zwang den Baron, nach der Börse zu gehen; allein es war ihm unmöglich, die Rue Saint-Lazare zu verlassen, ohne durch die Rue Taitbout zu gehen: er litt schon zu sehr, weil er Esther seit dreizehn Stunden nicht gesehen hatte, er hätte sie gern immer an seiner Seite haben mögen. Der Gewinnst, welchen er an dem Nachlaß seines Wechselagenten zu machen hoffte, ersetzte ihm den Verlust der schon aufgewandten vierhunderttausend Franken, welcher nun außerordentlich leicht zu tragen war. Die Freude, seinem Engel die Uebersiedlung aus der Rue Taitbout in ein eigenes Haus

in der Rue Saint-George anzeigen zu können, ließ ihm das Pflaster unter seinen Füßen weich erscheinen, und er ging wie ein Jüngling, während er die Träume eines Jünglings träumte.

Als er in die Rue des Trois-Frères einbog, sah er Europa mit verstörten Zügen auf sich zukommen.

„Wohin gehst Du?“ fragte er.

„Ach! mein Herr, ich wollte zu Ihnen... Sie hatten gestern vollkommen Recht. Ich sehe jetzt ein, daß sich die arme Madame für einige Tage hätte in das Gefängniß bringen lassen sollen. Verstehen sich denn aber Frauensleute auf Geldsachen?... Seit die Gläubiger der Madame erfahren haben, daß sie in ihre alte Wohnung zurückgekehrt ist, sind sie alle wie Raubvögel auf sie losgestürzt... Gestern um sieben Uhr Abends hat man durch schreckliche Maueranschläge bekannt gemacht, daß nächsten Sonnabend ihr Mobiliar verkauft werden soll... Aber das ist noch nichts... Madame, die ganz Herz ist, hatte vordem jenes Ungeheuer von einem Manne, den sie liebte, retten wollen und deßhalb ihr ganzes Silbergeschirr und ihr Geschmeide, beides noch nicht bezahlt, auf das Leihhaus geschickt. Als es nun bekannt wurde, daß gestern ein Gläubiger befriedigt wäre, da sind alle andern Gläubiger aufgetreten ... man droht mit der Strafpolizei ... sie weint und spricht davon, daß sie sich in das Wasser stürzen will...“

„Wenn ich jetzt zu Euch gehen will, so muß ich der Börse Lebewohl sagen!“ rief Nüßingen aus. „Und ich muß durchaus auf die Börse, denn ich werde dort etwas für Esther verdienen ... beruhige sie einstweilen, ich werde ihre

Schulden bezahlen und sie in vier Stunden besuchen. Aber, Eugenie, sag ihr, daß sie mich ein wenig liebe...“

„Wie, ein wenig? Recht sehr! ... Hören Sie, mein Herr, nur durch Freigebigkeit kann man weibliche Herzen gewinnen... Sie hätten jedenfalls hunderttausend Franken erspart, wenn Sie Esther hätten in das Gefängniß gehen lassen; allein dann hätten Sie auch nie ihr Herz erworben... Schon hat sie zu mir gesagt: „Eugenie, er ist ein recht großer, ein hochsinniger Mann ... er hat ein schönes Herz.“ “

„Das hat sie gesagt, Eugenie! ...“ rief der Baron aus.

„Ja, mein Herr.“

„Hier, da sind fünf Louis...“

„Schön Dank; allein sie weint jetzt und weint schon seit einem Monat so viel, wie eine heilige Magdalene ... das Mädchen, welches Sie lieben, ist in Verzweiflung, und zwar um Schulden willen, welche nicht die ihrigen sind.“

„Ja, ja, so sind die Mädchen! Verbürgen sich für Andere! Ei! man muß sich nie verbürgen. Daß sie ja nichts mehr unterzeichne! Ich bezahle, aber wenn sie noch einmal einen Wechsel unterzeichnet, so ... mein Gott, ich habe noch gar keine Herrschaft über sie ... und doch muß ich mich durchaus an die Spitze ihrer kleinen Angelegenheiten stellen. Geh', geh', tröste sie ... und sag ihr, daß sie binnen einem Monate einen kleinen Palast beziehen werde.“

„Herr Baron, Sie haben in dem Herzen eines Mädchens Geld auf hohe Zinsen angelegt! Ich finde Sie ganz verjüngt! ... Und doch bin ich nur die Kammerjungfer. Nun! Sie werden sehen, was das einbringt. Ich habe der Madame schon gesagt, daß sie die schlechteste von allen

schlechten Damen wäre, wenn sie Ihnen ihre Liebe nicht schenkte, denn Sie retten sie aus einer Hölle... Hat sie nur erst keinen Kummer mehr, so wird sie sich Ihnen zu erkennen geben. Unter uns gesagt, schon in der Nacht, als sie so viel weinte ... nun, es ist natürlich, daß man einen Mann achtet, der uns liebt, sie wagte es nur nicht zu gestehen. Sie wollte sich retten..."

„Sich retten!" wiederholte der Baron... „Aber die Börse, die Börse. Geh', geh', ich trete jetzt nicht ein. Allein am Fenster möchte ich sie sehen ... ihr Anblick wird mir Muth verleihen..."

Esther lächelte ziemlich traurig Herrn von Nüßingen zu, als derselbe vor dem Hause vorüberging. Er ging sehr langsam und dachte:

„Sie ist ein Engel!"

---

6. Nöthige Erklärungen.

Um halb drei Uhr hatte sich Esther so angezogen, wie sie sich anzuziehen pflegte, wenn sie Lucien erwartete; sie war göttlich! Modeste, welche vor dem Fenster stand, sagte:

„Da kommt der Herr!“

Das arme Mädchen eilte an das Fenster, weil es Lucien zu sehen glaubte, sah aber nur Nüßingen vor dem Hause vorübergehen.

„O! wie weh Du mir thust!“ sagte sie.

„Nur auf diese Weise konnte ich es dahin bringen, daß Sie sich den Anschein gäben, als wären Sie gegen einen armen Greis aufmerksam, welcher Ihre Schulden bezahlen wird,“ antwortete Europa, „denn er wird das in der That thun.“

„Was für Schulden?“ fragte das arme Mädchen.

„Die, welche der Herr Abbé für Madame gemacht hat.“

„Wie? und schon hat er gegen vierhundertunddreißigtausend Franken bezahlen müssen. . .“

„Sie haben noch für hundertundfunfzigtausend Franken Schulden, aber der Baron wird schon für die Bezahlung derselben sorgen . . . er wird Sie von hier wegführen und

Ihnen einen kleinen Palast einräumen... Meiner Sir! Sie werden nicht unglücklich sein... Da Sie den Mann einmal fest haben, so würde ich mir in Ihrer Stelle, wenn der Abbé erst befriedigt ist, ein Haus schenken und ein jährliches Einkommen sichern lassen. Sie sind allerdings das schönste Mädchen, welches ich je gesehen habe, und müssen Jeden bezaubern, aber die Häßlichkeit kommt bald hinterdrein. Auch ich war frisch und schön, und wie bin ich jetzt? Ich zähle erst zwanzig und ein halbes Jahr, bin also drei Jahre jünger, als Madame, und scheine doch zehn Jahre älter .... das ist die Folge einer einzigen Krankheit.... Wenn man aber ein Haus in Paris hat und ein sicheres Auskommen, so braucht man nicht zu fürchten, daß man auf der Straße sterben werde..."

Esther hörte nicht mehr auf Europa Eugenie Modeste Servien.

Der Wille eines Mannes, welcher den Geist der Verführung besaß, hatte sie also mit derselben Kraft in den Koth zurückgestoßen, deren er sich bediente, um sie aus demselben hervorzuziehen, Diejenigen, welche die Liebe in ihrer Unendlichkeit kennen, wissen, daß man die Freuden derselben nicht genießen kann, ohne sich auch ihre Tugenden zu eigen zu machen. Seit dem Opern-Ball, seit dem Auftritt in ihrer schmutzigen Behausung in der Rue de Langlade, hatte Esther vollkommen ihr früheres Leben vergessen, sie hatte seitdem sehr tugendhaft gelebt, hatte sich klösterlich in ihre Leidenschaft verschlossen. Um daher keinem Hindernisse zu begegnen, hatte der schlaue Verführer auf geschickte Weise Alles so vorbereitet, daß das arme Mädchen, von seiner Ergebenheit angetrieben, nur seine Einwilligung zu den voll-

endeten oder in der Vollendung begriffenen Schurkereien zu geben brauchte. Diese Schlauheit, welche die Ueberlegenheit des Verführers darthut, deutet zugleich das Verfahren an, durch welches er Lucien sich unterworfen hatte ... er wußte gebieterische Bedürfnisse hervorzurufen. Die Mine zu graben, sie mit Pulver zu füllen, und dann im entscheidenden Augenblicke zu dem Genossen zu sagen: „Gieb einen Wink, und Alles wird in die Luft fliegen!“

Esther, in die den Buhlerinnen eigenthümliche Moral eingeweiht, hätte ehedem solche Dinge so natürlich gefunden, daß sie nur diejenige von ihren Nebenbuhlerinnen achtete, welche einen Mann zu hirnlosen Verschwendungen anzureizen gewußt hatten. Die Trümmer eines vernichteten Reichthums bilden die Ruhestätte für solche Geschöpfe. Der Abbé rechnete auf Esthers Erinnerungen und hatte sich nicht getäuscht... Solche Kriegslisten, welche sie nicht nur von Mädchen, sondern auch von Verschwendern bei vielen Gelegenheiten anwenden gesehen hatte, beunruhigten Esthers Geist nicht. Sie fühlte weiter nichts, als ihre Erniedrigung. Sie liebte Lucien und wurde dem Namen nach die Geliebte des Barons von Nüßingen; das war für sie alles, was sie sah.

Daß der falsche Spanier das Handgeld annahm, daß Lucien das Gebäude seines Glücks mit den Steinen von Esthers Grabmale aufführte, daß sie dem alten Banquier viele Tausendfrankenbillete kostete, daß Europa einige hunderttausend Franken durch mehr oder minder sinnreiche Mittel ihm zu entwinden wußte, das Alles kümmerte das verliebte Mädchen nicht; nur ein Krebs war es, der an ihrem Herzen nagte.

Seit fünf Jahren hatte sie sich rein wie ein Engel erblickt; sie liebte, sie war glücklich, sie hatte nicht die geringste Untreue begangen. Diese schöne und reine Liebe sollte nun beschmutzt werden. Ihr Geist setzte diesen Widerspruch ihres schönen ungekannten Lebens ihrem künftigen Leben nicht entgegen. Es war das bei ihr weder Berechnung, noch Poesie, es war nur ein undeutliches Gefühl, welches aber eine grenzenlose Macht besaß. Sie war weiß gewesen und sollte schwarz werden; war rein und edel und sollte unrein und unedel werden. In Folge ihres eigenen Willens war sie treu gewesen, und die Untreue schien ihr daher unmöglich zu sein. Daher war ihr auch schon der Gedanke in den Sinn gekommen, sich zum Fenster hinauszustürzen, um der Liebe des Barons zu entgehen. Kurz, Lucien wurde unbeschränkt von ihr geliebt, so wie selten ein Mann von einem Mädchen geliebt wird. Mädchen, welche vorgeben, daß sie lieben, und oft wirklich lieben, tanzen, walzen und kokettiren mit andern Männern, schmücken sich für die Welt; aber Esther hatte das Opfer einer wahren Liebe vollendet, ohne daß es für sie ein Opfer war. Sie hatte Lucien fünf Jahre lang geliebt, wie Schauspielerinnen und Buhlerinnen lieben, welche in den Koth und Schmutz versenkt, nach dem Adel und der Treue einer wahren Liebe dürsten und dieselbe dann ausschließlich ausüben. Die verschwundenen Völker, Griechenland, Rom und das Morgenland, haben stets das Weib bevormundet, und das liebende Weib sollte sich selbst der Bevormundung übergeben. Man kann also begreifen, daß Esther, als sie den phantastischen Palast ihrer Feste verlassen sollte, um den kleinen Palast eines Greises zu beziehen, von einer Art moralischer Krankheit ergriffen wurde.

Von einer eisernen Hand gelenkt, war sie mit halbem Körper in die Ehrlosigkeit versunken, ehe sie hatte nachdenken können; allein seit zwei Tagen dachte sie nach und fühlte eine Todeskälte im Herzen.

Bei den Worten: „Auf der Straße sterben! ...“ sprang sie lebhaft empor und sagte:

„Auf der Straße? ... nein, lieber in der Seine...“

„In der Seine? ... Was soll dann aus Herrn Lucien werden?“

Diese einzige Frage bewirkte, daß Esther auf ihren Stuhl zurücksank und in gedankenlosem Nachdenken die Augen auf eine Blume des Teppichs richtete.

Um vier Uhr fand Nüßingen seinen Engel noch immer im Nachdenken versunken. Tausend verschiedene Entschlüsse waren in ihr aufgetaucht, aber keiner zur Reife gelangt.

„Verbannen Sie die Runzeln Ihrer Stirn, meine Schöne,“ sagte der Baron zu ihr und setzte sich neben sie... „Sie sollen keine Schulden mehr haben ... ich werde mit Eugenie Alles berichtigen, und in einem Monate verlassen Sie diese Wohnung, um dagegen einen kleinen Palast zu beziehen... O! die allerliebste Hand, erlauben Sie, daß ich dieselbe küsse...“

Esther ließ ihre Hand ergreifen, wie ein Hund, der ein Pfötchen giebt.

„Ach! Sie geben die Hand, aber nicht das Herz ... und gerade das Herz ist es, welches ich haben möchte...“

Der Ausdruck, mit welchem diese Worte gesagt wurden, war ein so aufrichtiger, daß die arme Esther mitleidsvoll ihre Augen auf den Greis richtete; der Millionair wurde durch diesen Blick fast bis zur Narrheit entzückt.

„Der arme Mann," sagte sie, „er liebt."

Als der Baron diese Worte hörte, über deren Sinn er sich aber täuschte, da wallte sein Blut auf und er glaubte Luft des Paradieses einzuathmen. In seinem Alter bezahlen Millionaire eine solche Empfindung mit so viel Gold, wie ein Mädchen nur haben will.

„Ich liebe Sie eben so sehr, wie ich meine Tochter liebe ..." sagte er, „und ich fühle hier," fuhr er fort und legte seine Hand auf sein Herz, „daß ich Sie nicht anders als glücklich sehen kann."

„Wenn Sie nur mein Vater sein wollten, so würde ich Sie sehr lieben, würde Sie nie verlassen, und Sie sollten dann sich überzeugen, daß ich kein schlechtes, verkäufliches und selbstsüchtiges Mädchen bin, wie ich in diesem Augenblicke zu sein scheine. .."

„Sie haben kleine Narrheiten begangen," versetzte der Baron, „wie alle hübschen Mädchen, das ist Alles. Sprechen wir nicht mehr davon: mein Geschäft ist es, Geld für Sie zu verdienen... Seien Sie glücklich: ich will gern für einige Tage Ihr Vater sein, denn ich begreife, daß Sie sich erst an meine ärmliche Außenseite gewöhnen müssen.. ."

„Wirklich! ..." rief sie aus, erhob sich, setzte sich auf Nüßingens Schoß, schlang ihren Arm um seinen Nacken und schmiegte sich fest an ihn.

„Wirklich! ..." antwortete er.

Sie küßte ihn auf die Stirn, denn sie glaubte jetzt an eine Unmöglichkeit, sie glaubte rein bleiben und Lucien wieder sehen zu können. Sie schmeichelte dem Baron so geschickt, daß die Torpille wieder erschien. Sie bezauberte den Greis, welcher versprach, für zwanzig Tage ein Vater blei-

ben zu wollen. Diese zwanzig Tage waren zum Ankauf und zur Einrichtung des Hauses in der Rue Saint-George nöthig.

Als er Esther verlassen hatte und nach Hause zurückkehrte, dachte er:

„Ich bin ein Narr!“

In der That wurde er in Esthers Gegenwart zu einem Kinde; allein fern von ihr ward er wieder zum Luchs, so wie der Spieler wieder in Angelica verliebt wird, wenn er nicht einen Heller mehr hat.

„Eine halbe Million aufgewendet zu haben und noch nicht weiter gekommen zu sein, das ist doch etwas zu viel; glücklicher Weise erfährt Niemand etwas davon,“ dachte er fünf Tage später.

Er faßte die schönsten Entschlüsse, mit einem Mädchen zu Ende zu kommen, welches ihm so theuer zu stehen gekommen war; fand er sich aber in Esthers Gegenwart, so fand er sich wieder eben so blöde und nachgiebig, wie er bisher stets gewesen war.

„Ich kann doch nicht der ewige Vater sein! ...“ dachte er am achtzehnten Tage.

---

7. Zwei äußerste Leidenschaften im Kampfe mit einander.

Zu Anfang des Monats December 1829, Tags zuvor, als Esther nach Nüßingens Absicht das kleine Hotel in der Rue Saint-George beziehen sollte, bat der Baron seinen Freund du Tillet, Florine in dasselbe zu führen, damit sich diese überzeuge, ob Alles im Einklang mit Nüßingens Reichthum stehe, und die oft wiederholten Worte „ein kleiner Palast“ wirklich auf das des Vogels würdige Vogelbauer paßten.

Alle Erfindungen, welche der Luxus schon vor der Revolution von 1830 gemacht hatte, vereinigten sich, um aus jenem Hause ein Meisterwerk des guten Geschmacks zu bilden. Der Baumeister Grindot hatte sein ganzes Talent entfaltet. Die marmorne Treppe, die Stuckarbeiten, die Stoffe, die geschmackvoll angebrachten Vergoldungen, die geringsten Einzelnheiten, gleich wie die großartigsten Wirkungen, übertrafen Alles, was das Jahrhundert eines Ludwigs XV. von dieser Art in Paris hinterlassen hatte.

„Ein solches Hotel habe ich mir stets gewünscht, und dazu die Tugend,“ sagte Florine. „Und für wen machst Du diese Verschwendungen?“ fragte sie Nüßingen. „Für

eine Jungfrau etwa, die vom Himmel herniedergestiegen ist?"

„Für eine Dame, die zum Himmel zurücksteigt," antwortete der Baron.

„Dann willst Du gewiß den Jupiter spielen," versetzte die Schauspielerin. „Und wann wird man die Dame sehen können?"

„An dem Tage, wo sie eingeführt wird," sagte du Tillet.

„Nicht eher! ..." sagte der Baron.

„Man wird sich außerordentlich aufwichsen müssen für den Tag," sagte Florine. „Die Frauen werden für jenen Abend ihre Näherinnen und Haarkünstler gewiß in gehörige Thätigkeit setzen! ... Und wann wird jener Abend erscheinen? ...

„Das kann ich nicht bestimmen."

„Ich möchte sie so gern sehen..."

„Und ich auch," versetzte unschuldig der Baron.

„Also Haus, Geliebte, Möbel, Alles wird neu sein..."

„Selbst der Banquier," sagte du Tillet, „denn mein Freund scheint sich wirklich zu verjüngen."

„Das muß er auch thun," sagte Florine.

Acht Tage später bildete Nüßingens Liebe und sein neues Haus den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs in Paris.

Der arme Baron, über den allgemein gespottet wurde, fühlte eine leicht begreifliche Wuth und faßte den Entschluß, seinen Willen mit seiner glühenden Leidenschaft in Einklang zu setzen. Er wollte durchaus an dem Tage, an welchem er die Geliebte einführte, auch das Gewand des edlen Vaters ablegen und den Lohn so vieler Opfer genießen.

Stets zurückgedrängt durch die Torpille, beschloß er endlich die Angelegenheit seiner Heirath durch Briefwechsel zu beendigen, um eine handschriftliche Verpflichtung von der Geliebten zu erlangen: die Banquiers glauben nur an das, was sie Schwarz auf Weiß haben.

Er erhob sich an einem der letzten Tage des Jahres sehr frühzeitig von seinem Lager, verschloß sich in sein Kabinet und schrieb den folgenden Brief:

„Liebe Esther, Blume meiner Gedanken und einziges Glück meines Lebens, wenn ich Ihnen sagte, daß ich Sie liebte, wie ich meine Tochter liebe, so täuschte ich Sie und täuschte mich selbst. Ich wollte Ihnen auf diese Weise nur die Heiligkeit meiner Gefühle ausdrücken, welche durchaus nichts mit den Gefühlen anderer Männer gleich haben, weil ich eines Theils ein Greis bin, und andern Theils bisher noch nie geliebt habe. Ich liebe Sie so sehr, daß ich Sie zu lieben fortfahren würde, und wenn Sie mich mein ganzes Vermögen kosteten. Seien Sie gerecht. Nur wenige Männer würden, wie ich, einen Engel in Ihnen erblickt haben. Ich habe nie einen Blick auf Ihre Vergangenheit geworfen. Ich liebe Sie zu gleicher Zeit so, wie ich meine Tochter Augusta liebe, welche mein einziges Kind ist, und wie ich meine Frau lieben würde, wenn meine Frau mich hätte lieben können. Wenn das Glück die einzige Freisprechung eines verliebten Greises ist, so fragen Sie sich selbst, ob ich nicht eine lächerliche Rolle spiele? Ich habe Sie zu dem Trost, zu der Freude meiner alten Tage ersehen. Sie wissen, daß Sie bis an meinen Tod so glücklich sein werden, wie nur ein Weib sein kann, und Sie wissen auch, daß Sie nach meinem Tode reich genug sein werden, um den

Neid vieler Frauen auf sich zu ziehen. Bei allen Geschäften, die ich gemacht habe, seit ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, habe ich auf Sie Rücksicht genommen, und Sie haben Ihr Conto bei dem Hause Nüßingen. Binnen einigen Tagen müssen Sie nun in das Haus einziehen, welches früher oder später das Ihrige werden soll, wenn Sie es von mir annehmen wollen. Sagen Sie aber nun, ob Sie dort immer noch Ihren Vater empfangen wollen, indem Sie mich empfangen, oder ob ich endlich glücklich werden soll? . . .“

„Verzeihen Sie, wenn ich so offen schreibe, allein wenn ich mich bei Ihnen befinde, so habe ich keinen Muth mehr und fühle zu sehr, daß Sie meine Herrin sind. Ich habe nicht die Absicht, Sie zu beleidigen, ich will Ihnen nur sagen, wie sehr ich dulde, und wie grausam es ist, wenn man in meinem Alter noch warten muß, während man durch jeden Tag dem Ende seiner Hoffnungen und Freuden näher geführt wird. Das Zartgefühl, welches ich in meinem Benehmen gezeigt habe, bürgt überdieß für die Aufrichtigkeit meiner Ansichten. Habe ich je meine Rechte als Gläubiger geltend gemacht? Sie gleichen einer Festung und ich bin kein junger Mann mehr. Sie antworten auf meine Klagen, daß es sich um ihr Leben handele und bringen mich zu diesem Glauben, während ich Sie anhöre; bin ich aber nach Hause zurückgekehrt, so versinke ich wieder in eine düstere Schwermuth, in Zweifel, welche uns Beide entehren. Es schien mir, als wären Sie eben so gut und aufrichtig, wie Sie schön sind, allein Sie gefallen sich darin, meine Ueberzeugungen zu vernichten. Sie sagen mir, daß Sie eine Liebe im Herzen fühlten, eine unerbittliche Liebe und wei-

gern sich doch, mir den Namen dessen zu nennen, welchen Sie lieben... Ist das natürlich? Sie haben aus einem Manne, der stolz auf seine Stärke war, einen Mann von ungemeiner Schwäche gemacht... Ueberzeugen Sie sich nun, wohin es mit mir gekommen ist; es ist meine Pflicht, Sie endlich zu fragen, welche Zukunft Sie meiner Liebe vorenthalten haben, nachdem Sie nun zwei Monate lang mich täuschten. Auch muß ich wissen, welche Rolle ich bei der Einweihung Ihres Hotels spielen soll, die wir nun nicht länger mehr verschieben können. Das Geld ist nichts für mich, wenn es sich um Sie handelt, und ich werde nicht so einfältig sein, mir durch das Geld ein Verdienst in Ihren Augen erwerben zu wollen; wenn aber meine Liebe grenzenlos ist, so ist mein Vermögen nicht grenzenlos und ich halte nur um Ihretwillen etwas auf mein Geld. Könnte ich dadurch, daß ich Ihnen Alles übergebe, was ich besitze, Ihre Liebe erlangen, so würde ich es vorziehen, arm, aber von Ihnen geliebt, zu leben, als reich und von Ihnen verachtet. Sie haben mich so sehr umgewandelt, meine liebe Esther, daß Niemand mich wieder erkennt: ich habe mit zehntausend Franken ein Gemälde von Joseph Bridau bezahlt, weil Sie mir sagten, daß er ein talentvoller, aber verkannter Mann sei; ich gebe jedem Armen, der mir begegnet, fünf Franken in Ihrem Namen. Was verlangt denn der arme Greis, der sich als Ihren Schuldner betrachtet, wenn Sie ihm die Ehre gewähren, irgend etwas von ihm anzunehmen? ... Er verlangt nur eine Hoffnung, und was für eine Hoffnung, großer Gott! ist es nicht vielmehr die Gewißheit, daß er nie mehr von Ihnen besitzen wird, als wessen sich seine Leidenschaft bemächtigen wird? Aber

das Feuer meines Herzens wird Ihre liebenswürdigen Täuschungen unterstützen. Sie sehen mich bereit, mein Glück, meine seltenen Freuden mit allen Bedingungen zu erkaufen, welche Sie mir stellen werden; schreiben Sie mir aber wenigstens, daß Sie an dem Tage, an welchem Sie Besitz von Ihrem Hause ergreifen werden, auch das Herz und die Unterwerfung dessen annehmen wollen, der sich für den Rest seiner Tage nennen wird

Ihren Sklaven

Friedrich von Nüßingen."

„Ach! der langweilt mich!" rief Esther aus, die nun wieder Buhlerin ward.

Sie nahm ein Stück grobes Papier und schrieb auf dasselbe mit großen Buchstaben und dicken Federzügen eine Redensart, welche durch Scribe in Frankreich sprichwörtlich geworden ist: „Nimm hin, mein Bär!"

Eine Viertelstunde später wurde sie von Reue ergriffen und schrieb folgenden Brief:

„Mein Herr Baron!

Lassen Sie den Brief unbeachtet, welchen Sie von mir erhalten haben; während ich ihn schrieb, war ich in die Narrheiten meiner Jugend zurückverfallen; verzeihen Sie daher einem armen Mädchen, welches geboren ist, um Sklavin zu sein."

„Nie habe ich mehr die Niedrigkeit meiner Lage gefühlt, als seit dem Tage, da ich durch Sie befreit bin. Sie haben mich bezahlt, ich bin Ihr Eigenthum. Es giebt nichts Geheiligteres, als die Schulden der Unehre. Ich habe nicht das Recht, die Rechnung abzuschließen, indem ich mich in die Seine stürze. Eine Schuld, die nur von einer

Seite gut ist, kann man mit dieser schrecklichen Münze bezahlen: Sie werden mich also zu Ihren Befehlen finden. Ich will in einer einzigen Nacht alle Summen bezahlen, welche auf diesen unglücklichen Augenblick eingetragen sind, und ich habe die Ueberzeugung, daß eine Stunde von mir Millionen werth ist, denn es wird die einzige, die letzte sein. Ich werde dann meine Schuld abgetragen haben und das Leben verlassen können. Eine rechtschaffene Frau kann sich von einem Falle wieder erholen, aber arme Mädchen, wie ich, sinken zu tief. Daher ist mein Entschluß so fest gefaßt, daß ich Sie bitte, diesen Brief als Zeugniß von der Ursache des Todes eines Mädchens aufzuheben, welches sich für einen Tag nennt

Ihre Dienerin

Esther."

Als dieser Brief abgesandt war, wurde Esther abermals von Reue ergriffen und schrieb zehn Minuten später den dritten Brief:

„Verzeihung, lieber Baron, wenn ich nochmals schreibe. Ich habe weder über Sie spotten, noch auch Sie beleidigen wollen; ich will Sie nur zum Nachdenken über eine einfache Angelegenheit ermuntern: wenn wir in den Verhältnissen eines Vaters und einer Tochter bleiben, so werden Sie eine geringe, aber dauerhafte Freude haben; verlangen Sie die Vollziehung des Vertrags, so werden Sie mich beweinen. Nun will ich Sie nicht länger langweilen. Der Tag, an welchem Sie die Freude statt des Glücks wählen werden, wird der letzte für mich sein.

Ihre Tochter

Esther."

Als der Baron den ersten Brief gelesen hatte, gerieth er in eine kalte Wuth, in eine solche Wuth, die einen Millionair tödten kann; er betrachtete sich im Spiegel und klingelte.

„Ein Fußbad!“ rief er seinem neuen Kammerdiener zu.

Während er das Fußbad nahm, erschien der zweite Brief; er las ihn und sank bewußtlos um. Man trug ihn in sein Bett.

Als der Finanzmann wieder zum Bewußtsein kam, sagte Frau von Nüßingen, die am Fuße des Bettes saß, zu ihm:

„Das Mädchen hat Recht! Warum wollen Sie auch die Liebe erkaufen? Zeigen Sie mir Ihren Brief.“

Der Baron übergab ihr die verschiedenen Unreinschriften, welche er gemacht hatte, und Frau von Nüßingen las dieselben lächelnd. Der dritte Brief erschien.

„Das ist ein wunderbares Mädchen,“ sagte die Baronin, nachdem sie den Brief gelesen hatte.

„Was ist nun zu thun, Madame?“

„Sie müssen warten! ...“

„Warten,“ versetzte er, „die Natur ist unerbittlich...“

„Hören Sie, mein Lieber,“ sagte die Baronin, „Sie sind in der letzten Zeit außerordentlich gütig gegen mich gewesen, und ich will Ihnen also einen guten Rath geben...“

„Sie sind eine gute Dame,“ sagte er, „machen Sie Schulden, ich will sie bezahlen...“

„Was Ihnen bei dem Empfang der Briefe begegnet ist, das vermag ein Mädchen mehr zu rühren, als die Verschwendung von Millionen oder alle Briefe, wie schön dieselben auch sein mögen; sehen Sie also darauf, daß Ihre

Geliebte Ihre Ohnmacht unmittelbar erfahre, und sie wird sich dadurch vielleicht besiegt fühlen; auch können Sie ohne Bedenken sein; das Mädchen wird so leicht nicht sterben. . .“

Frau von Nüßingen kannte die Natur der Töchter der Freude noch nicht.

---

8. Friedensschluß zwischen Asien und dem Hause Nüßingen.

„Wie viel Geist Frau von Nüßingen hat!" dachte der Baron, als ihn seine Frau allein gelassen hatte.

Je mehr aber der Banquier die Feinheit des Raths bewunderte, welchen er von der Frau von Nüßingen erhalten hatte, desto weniger errieth er die Art und Weise, wie er denselben benutzen könne. Er gestand sich selbst, daß er recht dumm sei.

Die Dummheit der Geldleute ist zwar gewissermaßen sprichwörtlich geworden, allein doch nur eine relative. Es verhält sich mit den Fähigkeiten unseres Geistes, wie mit den Fähigkeiten unseres Körpers. Der Tänzer hat seine Kraft in den Füßen, der Schmied in den Armen; der Sackträger hat seine Schultern an gewaltige Lasten gewöhnt, während der Sänger seine Kehle und der Pianist seine Finger ausbildet. Ein Banquier versteht das Fallen oder Steigen der Papiere zu berechnen, während der Vaudevillist mit gleicher Fertigkeit den Theatereffect berechnet. Von dem Baron von Nüßingen darf man eben so wenig eine geist-

reiche Unterhaltung verlangen, wie man dichterischen Aufschwung bei einem Mathematiker finden wird. Dagegen giebt es wieder wenige Dichter, welche sich zugleich in ungebundener Rede auszeichnen und geistreich im Umgange sind, wie etwa Frau Corneul. Buffon war ein schwerfälliger Mann, Newton lernte nie die Liebe kennen, Lord Byron liebte fast nur sich selbst, Rousseau war finster und halb närrisch, La Fontaine zerstreut. Ist die menschliche Kraft gleichmäßig vertheilt, so entsteht dadurch Narrheit oder wenigstens Mittelmäßigkeit; ungleich vertheilt, bringt sie jene einseitigen Menschen hervor, die man Genies nennt, und welche als Mißgeburten erscheinen würden, wenn sich die geistigen Kräfte in einer sichtbaren Form darstellen könnten. Dasselbe Gesetz beherrscht den Körper: eine vollkommene Schönheit ist fast stets von Kälte oder Dummheit begleitet. Mag Pascal ein großer Geometer und großer Schriftsteller, Beaumarchais ein großer Geschäftsmann, Zamet ein geistreicher Mann gewesen sein; diese seltenen Ausnahmen bestätigen nur die allgemeine Regel, daß vorzügliche Gaben den Menschen nur einzeln zuertheilt werden. So entfaltet der Banquier in der Sphäre des persönlichen Interesses eben so viel Geist, Gewandtheit, Schlauheit und hohe Geisteseigenschaften, wie ein gewandter Diplomat in der Sphäre der volksthümlichen Interessen.

Herr von Nüßingen war reiner Banquier, verstand sich nur auf seine Berechnungen, gleich wie das bei den meisten Banquiers der Fall ist, und erkannte nur gewisse Valuten an. Im Punkte der Künste war er verständig genug, sich mit einer Hand voll Gold an die zu wenden, die in der betreffenden Hinsicht erfahren waren; er wandte

sich an die besten Baukünstler, an den tüchtigsten Kenner von Gemälden und Statuen, an den gewandtesten Anwalt, an den besten Arzt, je nachdem es sich darum handelte, ein Haus zu bauen, für seine Gesundheit zu sorgen, Werke der Kunst oder ein Grundeigenthum zu kaufen.

Da es aber keine geschworenen Kenner der Liebeshändel giebt, keine Kenner der Leidenschaften, so wird der Banquier sehr schlecht geleitet, wenn er verliebt ist, und ist sehr verlegen, soll er die Wirthschaft eines Weibes beurtheilen. Nüßingen wußte demnach nichts Besseres auszudenken, als was er bereits gethan hatte: irgend einem männlichen oder weiblichen Frontin Geld zu geben, um an seiner Statt zu handeln und zu denken. Madame Saint Estève konnte allein das Mittel anwenden, welches die Baronin ausgedacht hatte. Der Banquier bedauerte ernstlich, sich mit der häßlichen und gehässigen Putztrödlerin entzweit zu haben. Dennoch verließ er sich auf den Magnetismus seiner Kasse und auf die beruhigenden Wirkungen seiner Bankbillette, und klingelte seinem Kammerdiener, um diesem aufzutragen, daß er nach der Rue Neuve-Saint-Marc gehe, die schreckliche Wittwe zu ihm zu entbieten. In Paris berühren sich in Folge der Leidenschaften die Extreme. Das Laster verbindet dort stets den Reichen mit dem Armen, den Großen mit dem Kleinen. Die Kaiserin fragt Fräulein Lenormand um Rath; der große Herr findet von Jahrhundert zu Jahrhundert einen Ramponneau.

Der neue Kammerdiener kehrte nach zwei Stunden wieder zurück.

„Herr Baron, die Madame Saint-Estève ist banquerout,“ sagte er.

„Ei! desto besser," rief der Baron freudig aus. „Nun habe ich sie in den Händen."

„Die wackere Frau liebt, wie es scheint, das Spiel etwas zu sehr," sagte der Kammerdiener. „Ueberdieß steht sie unter der Herrschaft eines kleinen Komödianten der Theater der Bannmeile, welchen sie aus Anständigkeitsgefühl für ihr Pathkind ausgiebt. Uebrigens soll sie eine ausgezeichnete Köchin sein und sucht als solche eine Stelle."

„Dieses gemeine Volk versteht auf zehnerlei Weise Geld zu verdienen, aber auf zwölferlei Weise es wieder auszugeben," dachte der Baron, fest überzeugt, daß er mit der alten Hexe ein Bündniß werde schließen können.

Er sandte seinen Bedienten aus, um Madame Saint-Estève aufzusuchen, doch erschien diese erst am folgenden Tage.

Befragt von Asien, hatte der neue Kammerdiener dem weiblichen Spion die schrecklichen Erfolge mitgetheilt, welche die Briefe der Geliebten auf den Baron ausgeübt hatten.

„Der Herr muß das Mädchen sehr lieben," schloß der Kammerdiener seinen Bericht, „denn er wäre beinahe gestorben. Ich gab ihm den Rath, gar nicht zu der Geliebten zurückzukehren und sagte zu ihm, er würde sich dann bald von ihr geschmeichelt finden. Ein Mädchen, was dem Herrn Baron schon fünfhunderttausend Franken kostet, das Geld ungerechnet, was er an das kleine Hotel in der Rue Saint-George verwandt hat, ein solches Mädchen will nur Geld haben, und nichts als Geld. Als die Frau Baronin aus dem Zimmer des Herrn kam, sagte sie lachend: „Wenn das so fortgeht, so wird mich das Mädchen bald zu einer Wittwe machen.""

„Teufel!“ antwortete Asien; „man darf nie die Henne tödten, welche die goldenen Eier legt.“

„Der Herr Baron hofft nur noch auf Euch!“ sagte der Kammerdiener.

„Weil er weiß, daß ich mich darauf verstehe, die Mädchen in das Feuer zu führen! . . .“

„Nun, so treten Sie ein,“ sagte der Kammerdiener und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der unbekannten Macht.

„Ei!“ sagte die falsche Saint-Estève, als sie mit demüthiger Miene zu dem Kranken trat; „geht es denn dem Herrn Baron nicht so, wie es gehen sollte? . . . Trösten Sie sich! Jedermann hat seine schwache Seite. Ich habe auch das Unglück kennen gelernt. Binnen zwei Jahren hat sich das Glücksrad wunderlich geändert. Ich suche jetzt eine Stelle als Köchin. . . Wir sind Beide nicht vernünftig gewesen. Wollte mir der Herr Baron eine Stelle als Köchin bei Fräulein Esther verschaffen, so würden Sie an mir das ergebenste aller ergebenen Wesen haben, und ich könnte sehr nützlich sein, um Eugenie und das Fräulein zu überwachen.“

„Darum handelt es sich nicht,“ sagte der Baron. „Ich kann es nicht dahin bringen, Herr zu werden, und werde gepeitscht, wie ein . . .“

„Wie ein Kreisel,“ ergänzte Asien; „allein Sie haben es mit andern Leuten eben so gemacht, Papa! ... der Himmel ist gerecht. . .“

„Gerecht,“ wiederholte der Baron. „Ich habe Dich nicht darum kommen lassen, daß Du mir eine moralische Vorlesung haltest. . .“

„Bah! mein Sohn, ein Bißchen Moral verdirbt nichts. Das ist das Salz für uns, wie das Laster für die Frömm-

ler. Esther hält Euch am Zügel. Sind Sie denn großmüthig gewesen, haben Sie ihre Schulden bezahlt? . . .“

„Ja. . .“

„Schön, Sie haben ihre Wechsel eingelöst; allein bedenken Sie auch, daß sie ganz entblößt ist: sie hat gar nichts.“

„Ich bereite ihr eine Ueberraschung in der Rue Saint-George vor . . . sie weiß es . . .“ sagte der Baron. „Allein ich will nicht zum Narren gehalten sein.“

„Nun gut, so verlassen Sie das Mädchen.“

„Ich fürchte, daß es mich gehen lassen möchte . . .“ sagte der Baron.

„Und wir wollen gern etwas für unser Geld haben, mein Sohn,“ antwortete Asien. „Hören Sie: Sie haben der Welt genug Millionen abgezwackt, man sagt, daß Sie deren fünfundzwanzig besitzen. Nun, wenden Sie eine daran. . .“

„Ich würde gern eine daran wenden,“ antwortete der Baron, „allein ich sehe es schon kommen, man würde dann noch eine zweite von mir verlangen.“

„Ja, ich verstehe,“ antwortete Asien, „Sie wollen nicht B sagen, weil Sie befürchten, dann durch das ganze Alphabet bis zum Z gehen zu müssen! Esther ist übrigens ein rechtschaffenes Mädchen.“

„Ein sehr rechtschaffenes Mädchen!“ sagte der Banquier; „sie will sich allerdings willig finden, aber nur, wie man sich willig findet, eine Schuld zu bezahlen.“

„Kurz, sie will Ihre Geliebte nicht sein, sie empfindet einen Widerwillen und ich begreife sie; das Kind ist immer nur seinen Launen gefolgt. Wenn man nur reizende junge Leute kennen gelernt hat, so kümmert man sich wenig um

einen Greis; Sie sind nicht schön, Sie sind dick, wie Ludwig XVIII., und ein wenig dumm. Nun! wenn Sie es auf sechshunderttausend Franken nicht ankommen lassen wollen," sagte Asien, „so soll Esther so liebreich gegen Sie werden, wie Sie es nur verlangen können."

„Sechshunderttausend Franken! ..." sagte der Baron und wurde von einem leichten Schauder überlaufen. „Esther kostet mir bereits eine Million! ..."

„Das Glück ist wohl sechzehnhunderttausend Franken werth, mein dicker Wollüstling! Sie werden wohl mehr als einen Mann kennen, welcher eine und zwei Millionen mit seiner Geliebten verzehrt hat; ich kenne sogar Mädchen, welche das Leben gekostet haben, und für die man seinen Kopf auf den Richtblock gelegt hat... Sie erinnern sich wohl an jenen Arzt, der seinen Freund vergiftet hat; er wollte Vermögen haben, um das Glück eines Mädchens machen zu können."

„Ja, ich weiß es; wenn ich aber verliebt bin, so bin ich darum nicht dumm; hier wenigstens nicht, denn wenn ich sie sehe, so verliere ich allerdings so sehr meinen Kopf, daß ich ihr meine Brieftasche übergeben könnte. . ."

„Hören Sie, Herr Baron, Sie sind schon genug gezwackt! So wahr ich Saint-Estève heiße, ich will mich Ihrer annehmen. . ."

„Gut! ich werde Dich belohnen. . ."

„Ich glaube es, denn ich habe Ihnen schon gezeigt, daß ich mich zu rächen verstehe; merken Sie es sich, Papa! . . ." sagte sie, während sie den Baron auf eine Furcht erregende Weise anschaute, „ich habe die Mittel in den Händen, Ihnen Fräulein Esther aus den Augen zu bringen, wie man ein

Licht ausbläst, und ich kenne das Mädchen! Hat es Sie erst einmal glücklich gemacht, so wird es Ihnen noch nothwendiger sein, als es jetzt ist. Sie haben mich gut bezahlt, ich aber habe dagegen mein Versprechen erfüllt, nicht wahr? ... Nun! hören Sie, ich will Ihnen einen Handel vorschlagen!"

„Wir werden sehen."

„Sie stellen mich auf zehn Jahre lang als Köchin bei dem Fräulein an, zahlen mir jährlich tausend Franken Lohn und die fünf letzten Jahre voraus! Bin ich erst bei dem Fräulein, so werde ich demselben immer mehr Zugeständnisse abzwingen, Sie bestellen zum Beispiel einen köstlichen Anzug bei Madame Auguste, welche den Geschmack des Fräuleins kennt, und geben Befehl, daß die neue Kutsche um vier Uhr vor der Thür halte. Nach der Börse begeben Sie sich dann zu dem Fräulein und laden es ein, eine kleine Lustfahrt mit Ihnen in das Boulogner Hölzchen zu machen. Dadurch giebt die Dame zu erkennen, daß sie Ihre Geliebte ist... Sie verpflichtet sich Angesichts von ganz Paris ... Hunderttausend Franken... Sie speisen mit ihr zu Mittag (ich weiß solche Mittagsessen einzurichten).... Sie führen sie in das Schauspiel und ganz Paris sagt dann: „Da ist der dicke Nüßingen mit seiner Geliebten..." Das Alles ist in den ersten hunderttausend Franken einbegriffen... So fahren Sie acht Tage fort und machen dabei schon bedeutende Fortschritte."

„Und bezahle hunderttausend Franken..."

„In der zweiten Woche entscheidet sich dann das Fräulein, seine kleine Wohnung zu verlassen und in das Hotel einzuziehen. Es hat die Welt wieder gesehen, seine alten

Freundinnen wieder gefunden, wird glänzen wollen und Besuche in seinem Palast empfangen! ... das ist in der Ordnung! ... Wieder hunderttausend Franken! Wetter! Sie sind bei Esther zu Hause, Esther hat sich vor der Welt eine Blöße gegeben und gehört Ihnen! Nun bleibt noch eine Kleinigkeit zu thun, bei der Sie die Hauptrolle spielen! Sperrt das die Augen auf, das dicke Ungeheuer! Nun! ich nehme auch das noch auf mich, aber für vierhunderttausend Franken, Du brauchst sie erst Tags darauf zu bezahlen... heißt das nicht rechtschaffen handeln? ... Ich habe mehr Zutrauen zu Ihnen, als Sie zu mir. Wenn ich das Fräulein bestimme, sich als Ihre Geliebte zu zeigen, sich eine Blöße zu geben, Alles anzunehmen, was Sie ihm geben, und vielleicht heute noch, so werden Sie mich wohl für fähig halten, daß ich Esther auch noch dahin bringe, Ihre Liebe zu theilen. Das ist aber schwierig, glauben Sie mir!...

„Und warum?“

„Sie hat ein liebevolles Herz und hat schon Liebe im Herzen. Sie hält sich für eine Königin von Saba, weil sie sich in den Opfern rein gewaschen hat, welche sie ihrem Geliebten gebracht: das ist so ein Einfall, wie ihn dergleichen Mädchen haben! Aber es ist ein schöner Einfall, wie wir bekennen müssen! Sie könnte vor Kummer sterben, wenn sie die Ihrige werden muß; es ermuthigt mich aber und ich muß es auch zu Ihrer Ermuthigung sagen, daß sie herrliche Anlagen zu einer Buhlerin hat.“

Der Baron hörte Asien schweigend und bewundernd an.

„Du hast,“ sagte er endlich, „das Talent der Verführungskunst, wie ich das Talent der Bank habe.“

„Nicht wahr?“ sagte Asien.

„Ich bewillige Dir funfzigtausend Franken, statt der hunderttausend! . . . Und am Tage nach meinem Triumph gebe ich Dir fünfhunderttausend Franken.“

„Gut! ich werde an das Werk gehen,“ antwortete Asien. „Der Herr wird das Fräulein so sanft wie ein Kätzchen finden, und vielleicht geneigt, Alles zu thun!“ sagte Asien ehrfurchtsvoll.

„So geh aus Werk,“ sagte der Banquier und rieb sich die Hände. Er lächelte der scheußlichen Mulattin zu und fuhr dann fort: „Wie hübsch es doch ist, wenn man viel Geld hat!“

Damit sprang er aus seinem Bette, begab sich in seine Bureaux und übernahm mit heiterm Herzen die Leitung seiner gewaltigen Geschäfte.

---

9. Eine Entsagung.

Nichts konnte für Esther von schlimmern Folgen sein, als der Weg, welchen Nüßingen jetzt eingeschlagen hatte. Die arme Buhlerin vertheidigte ihr Leben, indem sie sich gegen die Untreue vertheidigte. Der Abbé nannte diese so natürliche Vertheidigung eine Zimperei. Asien begab sich aber sogleich zum Abbé, um ihm die Zwiesprache mitzutheilen, welche sie mit dem Baron gehabt hatte.

Der Zorn des Abbé's war schrecklich, wie er selbst ein schrecklicher Mann war. Er erschien sogleich in einer festverschlossenen Kutsche bei Esther und ließ die Kutsche in das Haus einfahren. Noch sah er bleich vor Zorn aus, als er die Treppe hinanstieg. Er trat vor das arme Mädchen; dieses blickte ihn an und sank entsetzt auf einen Stuhl zurück.

„Was ist Ihnen, mein Herr? ...“ fragte sie, an allen Gliedern zitternd.

„Verlaß uns, Europa!“ sagte er zu der Kammerjungfer.

Esther blickte dem Mädchen nach, wie ein Kind seiner Mutter nachgeblickt haben würde, wenn ein Räuber es von derselben trennte, um es zu ermorden.

„Wissen Sie, wohin Sie Lucien schicken?“ sagte er, als Beide allein waren.

„Wohin? . . .“ fragte sie mit schwacher Stimme und wagte kaum, den Mann anzublicken.

„Dahin, woher ich gekommen bin, meine Liebe!“

„Ihr wurde es schwarz vor den Augen, als sie den Mann anblickte.

„Nach den Galeeren!“ fuhr er mit leiser Stimme fort.

Esther schloß die Augen, ihre Beine verlängerten sich, ihre Arme hingen schlaff herab, sie wurde todtenbleich. Der falsche Abbé klingelte, Modeste erschien.

„Ruf' sie in das Bewußtsein zurück,“ sagte er kalt, „ich bin noch nicht zu Ende.“

Während Europa sich mit Esther beschäftigte, ging er im Zimmer auf und ab.

Modeste Europa war gezwungen, den Priester zu bitten, daß er Esther mit anfaßte, um sie auf ihr Bett zu tragen; er nahm sie allein auf und mit einer Leichtigkeit, welche seine Riesenstärke bekundete. Man mußte die kräftigsten Belebungsmittel aus der Apotheke holen, um Esther dem Bewußtsein ihrer Leiden wiederzugeben. Als sie eine Stunde später die Augen wieder aufschlug, sah sie den furchtbaren Mann zu Füßen ihres Bettes sitzen und sie mit wilden Blicken anstieren.

„Mein kleiner Engel,“ nahm er das Wort, „Lucien schwebt zwischen einem glänzenden, geehrten, glücklichen, würdevollen Leben und dem Abgrund voll Wasser, Schlamm und Kieseln, in welchen er sich stürzen wollte, als ich mit ihm zusammentraf. Das Haus Grandlieu verlangt von ihm, daß er einen Grundbesitz von einer Million nachweise,

bevor es ihm den Titel eines Marquis verschaffen und Clotilde von Grandlieu als Gattin geben will. Lucien hat jetzt seinen väterlichen Sitz, das alte Schloß Rubempré, wieder gekauft, welches nicht viel gekostet hat, nur dreißigtausend Franken; sein Anwalt hat aber durch geschickte Unterhandlungen in der Umgegend des alten Schlosses für eine Million Ländereien anzukaufen gewußt, worauf nun dreihunderttausend Franken bezahlt sind. Das Schloß, die Kosten, die Prämien für diejenigen, welche man vorausgeschickt hat, um den Landleuten das Unternehmen zu verbergen, haben den Rest hingenommen. Es ist allerdings wahr, daß wir noch hunderttausend Franken auf ein Unternehmen verwandt haben, welches uns binnen einigen Monaten zwei bis dreihunderttausend Franken einbringen wird, allein es bleiben uns doch noch immer vierhunderttausend Franken Schulden. In drei Tagen kehrt Lucien von Angoulême zurück, denn man darf hier nicht ahnen, daß er sein Vermögen dadurch erworben hat, daß er Sie verhandelte! ...“

„O! nein,“ sagte sie.

„Nun bitte ich Sie, ist es jetzt der Augenblick, den Baron schnöde von sich zu weisen? ... Sie hätten ihn vorgestern beinahe um das Leben gebracht! Er ist ohnmächtig geworden, wie ein Mädchen, als er Ihren zweiten Brief gelesen hat. Sie haben einen köstlichen Stil! Was wäre aus uns geworden, wenn er gestorben wäre? ... Wenn Lucien aus Saint Thomas d'Aquin kommt, als Schwiegersohn des Herzogs von Grandlieu, und Sie wollen dann in die Seine springen ... nun! mein Liebchen, dann biete ich Ihnen die Hand, um zugleich mitzuspringen! ... Es ist das die beste Weise, um von der Welt zu kommen. Zuvor

denken Sie aber nach! ... Ist es nicht besser, leben zu bleiben und sich in jedem Augenblick daran zu erinnern, daß der glänzende Reichthum, die glückliche Familie, denn er wird Kinder bekommen (Kinder! ... Haben Sie je daran gedacht, welche Wonne es gewährt, mit den Händen über das lockige Hauptthaar seiner Kinder zu streicheln? ...)"

Esther schloß die Augen und wurde von einem leisen Schauder überlaufen.

„Ist es nicht besser, sage ich, sich in den Gedanken einwiegen zu können: „Dieses Gebäude des Glücks ist mein Werk! ..."

Es entstand eine Pause, während welcher sich die beiden Personen gegenseitig anblickten.

„Sehen Sie, das habe ich aus einer Verzweiflung zu machen gesucht, welche sich in das Wasser stürzen wollte," fuhr der Abbé fort. „Bin ich ein Egoist? Sehen Sie, so muß man lieben! so opfert man sich nur für Könige auf! Man könnte mich für den Rest meiner Tage an meine alte Kette schmieden und ich würde mich trösten, würde mir sagen: „Er ist auf dem Ball, er ist bei Hofe." Mein Herz und mein Geist triumphiren dann. Sie aber sind eine elende, weibische Person, Sie lieben auf weibische Weise! ... Und doch sollte die Liebe bei einer Buhlerin, wie bei allen gesunkenen Wesen, nach Mitteln suchen, um wenigstens eine Mutterschaft zu erringen, trotz der Natur, die Euch mit Unfruchtbarkeit straft! Wenn man je unter der Hülle des Abbé Carlos den ehemaligen Galeerensklaven erkennte, der ich vordem war, wissen Sie, was ich dann thun würde, um Lucien zu retten? ..."

Esther sah ihn ängstlich fragend an.

„Nun! ich würde sterben, indem ich gleich den Negern meine Zunge abbisse. Und Sie, mit Ihren Narrheiten, Sie würden mir nicht folgen! ... Was hatte ich von Ihnen verlangt? ... Das Gewand der Torpille wieder umzuwerfen, auf sechs Monate, auf sechs Wochen, und sich desselben zu bedienen, um eine Million zu erwerben. Lucien wird Sie nie vergessen! ... Die Männer vergessen das Wesen nicht, welches sich ihrer Erinnerung an jedem Morgen wieder aufdrängt, wenn sie glücklich und reich erwachen und sich gestehen müssen, daß sie dieses Glück und diesen Reichthum jenem Wesen verdanken... Lucien liebte anfangs Coralie; sie starb und er hatte nichts, um sie begraben zu lassen. Er machte es aber nicht, wie Sie jetzt; wenn auch Dichter, wurde er nicht ohnmächtig ... er schrieb sechs lustige Lieder, erhielt dafür dreihundert Franken und konnte Coralie's Leichenbegängniß bezahlen. Ich habe jene Lieder, ich kann sie auswendig... Nun! dichten Sie auch Ihre Lieder: seien Sie heiter, lustig, reizend! Sie haben mich verstanden! Zwingen Sie mich nicht, mehr zu sprechen... Küssen Sie den Papa. Nun leben Sie wohl...“

Als eine halbe Stunde später Europa bei ihrer Herrin eintrat, fand sie dieselbe vor einem Crucifix knieend und zwar in der Haltung, welche der religiöseste aller Maler Mose verliehen hat, wie er vor dem feurigen Gebüsch auf Horeb in tiefem und innigem Gebete vor Jehovah liegt! Esther hatte gebetet! ... Sie entsagte ihrem schönen Leben, entsagte der Ehre, nach der sie gestrebt hatte, dem Ruhm, der Tugend, der Liebe...

Sie erhob sich.

„O! mein Fräulein, so schön habe ich Sie noch nie ge-

sehen! ...“ rief Modeste Servien aus, erstaunt über Esthers erhabene Schönheit.

Sie führte ihre Herrin schnell vor den Spiegel, damit sie sich sehen könnte.

Aus den Augen erstrahlte noch etwas von der Seele, die zum Himmel entschwebt war. Der Teint der Jüdin leuchtete. Benetzt von den Thränen, welche die Inbrunst des Gebetes zum Theil wieder abgetrocknet hatte, glichen ihre Wimpern einem belaubten Gewächse nach einem Sommerregen; die Sonne der Liebe ließ die reinen Thauperlen der Wimpern zum letzten Male erglänzen. Auf ihren Lippen schwebte noch der Ausdruck ihrer letzten Anrufungen an die Engel, denen sie ohne Zweifel die Palmen des Martyrerthums entlehnt hatte, indem sie ihnen ihr fleckenloses Leben zurückgab! Kurz, sie erschien in der Majestät, in welcher Marie Stuart erstrahlen mochte, als sie ihrer Krone, der Erde und der Liebe Lebewohl sagte.

„Ich möchte wohl, daß Lucien mich jetzt sähe,“ sagte sie. „Jetzt wollen wir buhlen! ...“

Als Europa dieses letzte Wort hörte, verstummte sie, als hätte sie einen Engel lästern gehört.

„Nun! warum schauest Du denn, als wenn Du sehen wolltest, ob ich Gewürznelken statt der Zähne im Munde habe? Ich bin jetzt eine Freudendirne, drücke mich als solche aus und erwarte Mylord. Bereite ein Bad und lege Alles zu meiner Toilette zurecht. Es ist Mittag, der Baron wird ohne Zweifel nach der Börse kommen, ich will ihm schreiben, daß ich ihn erwarte. Es versteht sich, daß Asien ein recht gepfeffertes Mittagsmahl für ihn bereitet! Ich will den Mann ganz närrisch machen. Geh', geh',

meine Tochter; wir wollen lachen, das heißt, wir wollen arbeiten."

Sie setzte sich an den Tisch und schrieb folgenden Brief:

„Mein lieber Baron!

Wenn die Köchin, welche Sie mir zugeschickt haben, nicht bereits in meinem Dienste gewesen wäre, so hätte ich glauben können, es sei Ihre Absicht, mich wissen zu lassen, wie oft Sie vorgestern nach Empfang meiner Briefe ohnmächtig geworden sind. Ich war an jenem Tage etwas nervenschwach und ging die Erinnerungen meines beklagenswerthen Lebens durch. Allein ich kenne Asiens Aufrichtigkeit. Ich bereue nun nicht mehr, daß ich Ihnen einen Kummer gemacht habe, weil ich dadurch den Beweis erlangte, wie lieb ich Ihnen bin. Wir sind aber einmal so, wir armen verachteten Geschöpfe: eine wahre Freundschaft rührt uns weit mehr, als wenn wir uns als den Gegenstand thörichter Ausgaben erblicken. Ich hatte stets Furcht, daß ich nur der Mantelsack sein möchte, in welchen Sie Ihre Eitelkeit stecken wollten. Es ärgerte mich, daß ich nichts weiter für Sie wäre. Ja, ungeachtet Ihrer schönen Betheurungen, glaubte ich immer noch, daß Sie mich für ein käufliches Mädchen hielten; jetzt aber werden Sie mich als ein gutmüthiges Mädchen antreffen, doch allemal unter der Bedingung, daß Sie mir ein ganz klein wenig gehorchen. Wenn dieser Brief fähig ist, die Vorschriften eines Arztes für Sie zu ersetzen, so mögen Sie mir das beweisen, indem Sie mich nach der Börse besuchen. Sie werden die in den Waffen und geschmückt mit Ihren Gaben antreffen, welche sich für das ganze Leben nennt Ihre Freundin

Esther."

Auf der Börse war der Baron von Nüßingen so ausgelassen, so zufrieden, dem Anscheine nach so gefällig und erlaubte sich so viele Scherze, daß du Tillet und die Gebrüder Keller, welche ebenfalls da waren, sich nicht enthalten konnten, ihn über den Grund seiner Heiterkeit zu befragen.

„Ich werde geliebt. Nun feiern wir bald die Einweihung! ...“ sagte er zu du Tillet.

„Wie viel hat das gekostet?“ fragte Franz Keller.

„Die Dame ist ein Engel und hat noch nie einen Heller von mir verlangt. ..“

„Das ist nicht glaublich,“ antwortete du Tillet. „Dafür haben solche Damen Tanten oder Mütter, damit sie nicht selbst etwas verlangen müssen. ..“

---

10. Ein Besuch des Theaters.

Von der Börse bis zur Rue Taitbout rief der Baron wohl sieben Mal seinem Kutscher zu:

„Fahr zu!"

Rasch stieg er die Treppe hinan und fand zum ersten Mal Esther so schön, wie es jene Mädchen sind, deren einzige Beschäftigung die Sorge für ihren Anzug und für ihre Schönheit ist. Sie war durch das Bad erfrischt und duftete Wohlgerüche aus, welche einen Robert d'Arbrissel mit Sehnsucht zu erfüllen vermocht hätten. Sie erschien in einer köstlichen Hauskleidung. Ein Ueberrock von schwarzem Reps, mit Gürteln von rosafarbner Seide schlug vorn aus einander, um einen Rock von grauer Seide sehen zu lassen, die Tracht der schönen Amigo in den Puritanern. Ein Halskragen von englischen Spitzen fiel leicht über die Schultern. Die Aermel des Ueberrocks waren durch Schnuren zusammengezogen, um die Puffen zu trennen, welche die Modedamen damals an die Stelle der Sackärmel hatten treten lassen, welche seit einiger Zeit zu wahren Ungeheuern ausgeartet waren. Ein leichtes Häubchen war mittelst einer Nadel auf den prachtvollen Haaren befestigt, so daß es zu

fallen schien und doch nicht fiel, wohl aber dem sorgfältig hergerichteten Kopfschmuck das Ansehen einer allerliebsten Nachlässigkeit gab.

„Ist es nicht abscheulich,“ sagte Europa, als sie dem Baron die Thür des Salons öffnete, „ein so schönes Fräulein in einem so verwohnten Salon zu erblicken? ...“

„Nun! kommen Sie nach der Rue Saint-George,“ sagte der Baron und blieb vor der Geliebten stehen, wie ein Hund vor einem Rebhuhn. „Das Wetter ist prachtvoll, wir können in die elysäischen Gefilde fahren und Madame Saint-Estève wird indeß mit Eugenie Alles in die Rue Saint-George bringen lassen.“

„Ich werde Alles thun, was Sie verlangen,“ sagte Esther, „wenn Sie mir dagegen die Freude gewähren wollen, meine Köchin Asien, Eugenie aber Europa zu nennen. Ich habe allen Mädchen, welche mich bedient haben, diese Beinamen gegeben und liebe keine Veränderungen...“

„Asien? ... Europa? ...“ wiederholte der Baron und konnte sich eines Lachens nicht erwehren. „Wie lustig Sie sind! ... Sie haben Einbildungskraft. Ich habe schon manche Köchin gekannt, aber noch keine, welche Asien hieß!“

„Es ist einmal unsere Weise, lustig zu sein,“ sagte Esther. „Hat denn ein armes Mädchen nicht das Recht, sich von Asien ernähren und von Europa kleiden zu lassen, während Sie von der ganzen Welt leben? Es giebt Mädchen, welche alle fünf Erdtheile verzehren könnten, ich begnüge mich mit zweien!“

„Wie geschickt diese Madame Saint-Estève ist,“ dachte der Baron, während er die plötzliche Veränderung bewunderte, welche mit Esther vorgegangen war.

„Europa, meine Tochter, ich habe einen Hut nöthig,“ sagte Esther. „Ich muß eine Nebelkappe von schwarzer Seide mit rosa Futter und mit Spitzen besetzt haben.“

„Frau Thomas hat noch keinen Hut geschickt. . . He, Baron, schnell! heben Sie die Beine auf! Beginnen Sie Ihren Dienst. Sie haben Ihr Kabriolet, fahren Sie zu Frau Thomas,“ sagte Europa zu dem Baron. „Sie lassen dann durch Ihren Bedienten nach der Nebelkappe der Frau Van Bogsek fragen ... vor allen Dingen aber,“ sagte sie ihm in das Ohr, „bringen Sie den schönsten Blumenstrauß mit, den es in Paris giebt; wir sind im Winter, suchen Sie daher Blumen zu bekommen, an welche jetzt Niemand denkt. . .“

Der Baron ging die Treppe hinab und sagte zu seinem Bedienten:

„Zu Madame Thomas.“

Der Bediente theilte dem Kutscher den Befehl mit und der Wagen rollte nun vor das Haus einer der berühmtesten Putzmacherinnen.

Dann ließ er sich nach dem Palais royal zu Madame Prévôt fahren, wo er einen Blumenstrauß für zehn Louis-d'or zusammensetzen ließ.

Der oberflächliche Beobachter fragt sich auf einem Lustgange durch Paris oft genug, was das für Narren sind, welche die fabelhaften Blumen kaufen, die man in dem Laden der berühmten Straußhändlerin sieht. Allein täglich kommen in Paris hundert und einige Leidenschaften vor, die sich à la Nüßingen dadurch zu erkennen geben, daß sie Seltenheiten darbringen, die eine Königin nicht zu wünschen wagt. Ohne diese kleine Bemerkung würde eine rechtschaf-

fene Bürgersfrau gar nicht begreifen, wie es möglich ist, daß der Reichthum eines Mannes zwischen den Händen solcher Geschöpfe schmelzen kann. Vielleicht ist es ihre Bestimmung in dieser Welt, das Unrecht wieder gut zu machen, welches durch den Geiz und die Habsucht zugefügt wird. Ihre Verschwendungen sind vielleicht für deu Körper der menschlichen Gesellschaft das, was ein Aderlaß für einen vollblütigen Körper ist. Nüßingen hatte die Pariser Industrie mit mehr als zweihunderttausend Franken begossen.

Als der alte Verliebte zurückkehrte, würde es bereits Nacht und der Blumenstrauß war unnütz. Im Winter fährt man zwischen zwei und vier Uhr in die elysäischen Gefilde. Die Kutsche diente Esther, um sich von der Rue Taitbout nach der Rue Saint-George zu begeben, wo sie nun endlich von dem kleinen Palast Besitz ergriff.

Noch nie war Esther Gegenstand eines solchen Cultus, einer solchen Verschwendung gewesen; sie war dadurch überrascht, hütete sich aber wohl, das geringste Staunen zu bezeugen.

Wenn man in die Kirche des heiligen Peter in Rom tritt, so zeigt der Führer den kleinen Finger einer Bildsäule, welcher nur den Anschein eines kleinen natürlichen Fingers hat, obgleich er über einen Fuß lang ist; man läßt uns auf solche Weise auf den Umfang und die Höhe dieser Kathedrale aller Kathedralen schließen. Nun hat man aber die Beschreibungen unserer Sitten, obschon dieselben für die Geschichte unserer Zeit so wichtig sind, so mancher Kritik unterworfen, daß man hier dem römischen Cicerone nachahmen muß. Als Herr von Nüßingen in den Speisesaal getreten war, konnte er sich daher nicht enthalten, Esther den

Stoff der Fenstervorhänge zu zeigen, welche mit einer königlichen Fülle in Falten gelegt, mit weißem Mohr gefuttert und mit einer Posamentirarbeit besetzt waren, welche das Mieder einer portugiesischen Prinzessin nicht verunziert haben würde. Dieser Stoff war von chinesischer Seide, und die chinesische Geduld hatte Asiens Vögel mit einer Vollkommenheit auf denselben gemalt, wie man sie nur auf den Pergamenten des Mittelalters, oder in dem Missale Karls V., diesem Stolz der kaiserlichen Bibliothek in Wien, antrifft.

„Die Elle hat einem Mylord, welcher den Stoff aus Indien mitgebracht hat, zweitausend Franken gekostet. . .“

„Schön, herrlich! Welche Wonne muß es hier sein, Champagner zu trinken!“ sagte Esther, „der Schaum wird nicht auf den Fußboden spritzen!“

„O! Madame,“ sagte Europa, „sehen Sie einmal den Teppich an! . . .“

„Der Teppich war für den Herzog von Torlonia, meinen Freund, gewirkt; er fand ihn aber zu theuer und ich habe ihn daher für Sie gekauft, da Sie eine Königin sind,“ sagte Nüßingen, indem er den Teppich zeigte, der aus der Fabrik eines unserer geistreichsten Wirker hervorgegangen und durch einen Zufall mit den Launen des chinesischen Luxus vereinigt war.

Die Wände waren von Diaz gemalt und stellten köstliche Scenen dar, welche sämmtlich Wollust athmeten und von geschnitztem Ebenholz eingerahmt wurden, welches bei du Sommerard mit Gold aufgewogen war. Nun kann man schon auf das Uebrige schließen, gleichwie von dem kleinen Finger jener Bildsäule auf die Größe von Sanct Peter.

„Sie haben wohlgethan, daß Sie mich hierher geführt haben, denn ich habe wenigstens acht Tage nöthig, um mich an mein Haus zu gewöhnen.“

„Mein Haus,“ wiederholte freudig der Baron, „Sie nehmen es also an. . .“

„Nun ja, tausend Mal ja, dummes Schaf!“ sagte sie lachend.

„Schaf wäre genug gewesen. . .“

„Dumm ist bei mir eine Liebkosung,“ fuhr sie mit einem Blick auf ihn fort.

Der arme Luchs ergriff Esthers Hand und drückte dieselbe an sein Herz: er war Schaf genug, um zu fühlen, allein zu dumm, um ein Wort zu finden.

„Fühlen Sie, wie es schlägt . . . weil Sie mir nur ein zärtliches Wörtchen gesagt haben! . . .“ sagte er.

Er führte seine Göttin in das Schlafzimmer.

„O! Madame,“ sagte Eugenie, „ich kann nicht hier bleiben, denn das spricht zu sehr zum Herzen. . .“

„Nun!“ sagte Esther, „ich will den Zauberer beglücken, welcher diese Wunder hervorgebracht hat. Wohlan denn, mein dicker Elephant! nach Tische werden wir zusammen in das Schauspiel gehen, ich fühle einen wahren Heißhunger nach dem Schauspiel.“

Es war nun gerade sechs Jahr, daß Esther in kein Theater gekommen war. Ganz Paris drängte sich damals nach der Porte-Saint-Martin, um dort eins von jenen Stücken zu sehen, denen die Macht der Darsteller den Ausdruck einer schrecklichen Wirklichkeit mittheilt: Richard Darlington. Gleich allen kindlichen Naturen ließ sich

Esther eben so gern in Grausen versetzen, wie zu Thränen rühren.

„Wir werden also Frédéric Lemaitre sehen? ....“ fragte sie.

„Es ist ein grausames Drama,“ sagte Nüßingen.

Der Baron schickte seinen Bedienten hinweg, um eine von den beiden vordern Logen im ersten Range zu belegen. Das ist eine Pariser Originalität! Wenn der Erfolg mit seinen thönernen Füßen ein Schauspielhaus füllt, so giebt es immer eine Vorderloge zu vermiethen, welche die Directoren für sich behalten, wenn sich keine Leidenschaft à la Nüßingen zeigt, um dieselbe zu bezahlen. Diese Loge ist gewissermaßen eine Steuer, welche auf die Phantasien des Pariser Olymp erhoben wird.

Es ist unnütz, von dem Tischgeschirr zu sprechen. Es waren drei Arten von Geschirr angeschafft, ein kleines Geschirr, ein mittleres Geschirr und ein großes Geschirr. Das Dessert des großen Tischgeschirres bestand durchaus von vergoldetem Silber. Damit es nicht scheine, als müsse der Tisch unter der Last des Goldes und Silbers brechen, hatte der Banquier zu allen diesen Geschirren noch köstliches Porzellan gefügt, welches aus einer sächsischen Fabrik herstammte und mehr kostete, als die silbernen Geschirre. Was die Gedecke betraf, so wetteiferten sächsische, englische, holländische und französische Leinwand durch die Pracht ihrer damascirten Blumen mit einander.

Beim Mittagsessen kam die Reihe des Staunens an den Baron, als er Asiens Küche kostete.

„Nun begreife ich,“ sagte er, „warum Sie das Mädchen Asien nennen, das ist eine asiatische Küche..“

„Ach! ich beginne zu glauben, daß er mich liebt," sagte Esther zu Europa. „Er hat eben etwas gesagt, was einem Witze gleicht."

„Er kann noch mehr Witze machen," sagte er.

„Gewiß! er ist noch mehr Turcaret, als man sagt," rief die heitere Buhlerin aus, als sie diese Antwort des Banquiers gehört hatte, die der übrigen unschuldigen Reden aus seinem Munde würdig war.

Die Küche war darauf berechnet, dem Baron eine Unverdaulichkeit zu Wege zu bringen, damit er frühzeitig nach Hause gehe; daher gewann er auch bei seinem ersten Aufenthalte in Esthers Wohnung weiter nichts, als den Genuß des Mahles. Während des Schauspiels war er gezwungen, eine unendliche Anzahl von Gläsern mit Zuckerwasser zu trinken und deßwegen Esther in den Zwischenacten allein zu lassen.

In Folge eines Zufalls waren auch Tullia, Mariette und Madame du Valnoble an jenem Tage im Schauspiel, denn Richard Darlington war eins von jenen Stücken, welche ein unbegreifliches Aufsehen erregen, eine Begeisterung, wie sie nur in Paris möglich ist. Beim Anblick dieses Drama begriff jeder Ehemann, daß man seine rechtmäßige Ehehä'fte zum Fenster hinauswerfen könne. Den Frauen gefiel es dagegen, sich als Opfer einer Ungerechtigkeit zu sehen und sie dachten: das ist zu stark ... aber so geht es uns oft! Bei einem so überfüllten Hause konnte eine Dame von Esthers Schönheit und gekleidet wie Esther nicht ungestraft in einer Vorder-Loge der Porte-Saint-Martin glänzen. Schon im zweiten Act entstand daher in der Loge der beiden Tänzerinnen eine Art von Aufruhr, welche daher rührte,

daß man in der schönen Unbekannten die Torpille wieder fand.

„Ei! woher kommt die?“ wandte sich Mariette an Madame du Valnoble, „ich glaubte, sie hätte sich ersäuft. . .“

„Ist sie es wirklich? Sie scheint mir sieben Mal jünger und schöner, als vor sechs Jahren.“

„Sie hat sich vielleicht in Eis erhalten,“ sagte der Graf von Brambourg.

Dieser neue Adjutant des Dauphins hatte die drei Damen in das Schauspiel geführt, und zwar in eine Loge zu ebener Erde.

„Ist das nicht die Ratte, welche Sie mir senden wollten, um meinen Oheim zu umstricken?“ sagte Philipp zu Tullia.

„Dieselbe,“ sagte Tullia. „Du Bruel, gehen Sie doch in das Orchester und sehen Sie nach, ob sie es wirklich ist.“

„Was die für einen prachtvollen Kopfputz hat,“ bemerkte Madame du Valnoble.

„O!“ rief der Graf von Brambourg aus, „sie hat auch das Recht dazu, denn sie ist mit dem Baron von Nüßingen gekommen; ich werde mich zu ihr begeben.“

„Sollte das die vorgebliche Jeanne d'Arc sein, welche Nüßingen besiegt hat, und von der man seit drei Monaten so viel spricht? . . .“ fragte Mariette.

„Guten Abend, mein lieber Baron,“ sagte Philipp Bridau; „haben Sie sich mit Fräulein Esther verheirathet? . . . Mein Fräulein, ich bin ein armer Officier, den Sie vordem aus einer sehr üblen Lage in Issoudun gerettet haben. . .“

„Ich kenne Sie nicht,“ sagte Esther und richtete ihre Lorgnette nach einem andern Theile des Schauspielhauses.

„Das Fräulein heißt nicht mehr Esther,“ antwortete der Baron, „sondern Frau von Champy, nach einer kleinen Besitzung, welche ich für meine Geliebte gekauft habe.“

„Werden Sie nicht geruhen, Ihre ehemaligen Freundinnen Mariette, Tullia und Madame du Valnoble wieder zu erkennen?“ fragte der Adjutant des Dauphins.

„Wenn diese Damen gütig gegen mich sind, so bin ich nicht abgeneigt, mich auch gegen Sie sehr freundschaftlich zu zeigen.“

„Wenn die Damen geneigt sind, Ihnen Gesellschaft zu leisten,“ sagte Nüßingen, „so werde ich Sie allein lassen, denn ich habe zu viel gegessen; Ihre Kutsche wird kommen und Sie mit Ihrer Bedienung abholen . . . diese verteufelte Asien! . . .“

„Zum ersten Male wollen Sie mich allein lassen?“ fragte Esther. „Schämen Sie sich! Sie müssen auf Ihrem Schiffe zu sterben verstehen: ich bedarf eines Mannes, der mich nach Hause geleitet; was sollte ich anfangen, wenn ich beleidigt würde? . . .“

Der Egoismus des Millionairs mußte den Verpflichtungen des Liebhabers weichen. Der Baron duldete und blieb. Esther hatte aber ihre Gründe, weßhalb sie den Baron bei sich behielt. Wenn ihre alten Freundinnen zu ihr kamen, so konnte sie in Gegenwart des Barons nicht so ernstlich ausgefragt werden, als wenn sie allein war.

„Sie also hat mein Haus in der Rue Saint-George geerbt? . . .“ fragte Madame du Valnoble mit Bitterkeit den Graf von Brambourg.

„Wahrscheinlich,“ antwortete er. „Du Tillet hat mir

gesagt, „daß der Baron drei Mal so viel auf dasselbe verwandt habe, als Ihr armer Falleix.“

„Wollen wir nicht zu ihr gehen? ...“ fragte Tullia.

„Meiner Six! nein,“ sagte Mariette, „sie ist zu schön, ich werde sie in ihrer Wohnung besuchen.“

„Ich finde mich hübsch genug, um mich auf das Spiel zu setzen,“ sagte Tullia.

Tullia erschien demnach im ersten Zwischenact in Esthers Loge und erneuerte die Bekanntschaft mit derselben. Die Unterhaltung drehte sich nur um allgemeine Dinge.

„Wo kommst Du her, mein liebes Kind?“ fragte endlich die Tänzerin, die ihre Neugierde nicht mehr zu beherrschen vermochte.

„O! ich habe fünf Jahre lang auf einem Schlosse in den Alpen mit einem Engländer gewohnt, welcher eifersüchtig war, wie ein Tiger, ein Nabob, der noch nicht so groß war, wie der kleine Amtmann von Ferrette. Nun bin ich von ihm zu einem Banquier übergegangen, „aus den Karaiben in die Silbe,“ wie Florine sagt. Seit ich nun nach Paris zurückgekehrt bin, habe ich so viel Lust, mich zu ergötzen, daß ich einen steten Carneval um mich schaffen möchte. Es wird bei mir stets offene Tafel sein. Ich muß mich für eine fünfjährige Einsamkeit schadlos halten und beginne wieder aufzuleben. Fünf Jahr mit einem Engländer, das ist zu viel.“

„Hast Du diese Spitzen von dem Baron erhalten? ...“

„Nein, sie rühren noch von dem Nabob her... Bin ich unglücklich gewesen, meine Liebe! Ich dachte, daß er ewig leben würde, wie alle jene Männer, welche sich für leberkrank ausgaben ... ich vertraute zu sehr auf die Wahrheit

der Sprichwörter ... er hat mich aber bestohlen, er ist gestorben, ohne ein Testament gemacht zu haben, und seine Angehörigen stießen mich aus dem Hause, als ob ich die Pest hätte. Daher habe ich zu dem Dicken da gesagt: „Du mußt mir nun für Zwei bezahlen!“ “

Der Baron lachte über diese Worte herzlich, verstand aber nicht jedes derselben auf der Stelle, daher er oft noch lange danach lachte, gleich wie bei einem Feuerwerke oft die Kanonenschläge noch losgehen, wenn längst das Rad oder die Sonne ausgebrannt hat.

Jeder lebt in irgend einer Sphäre. Die Bewohner aller Sphären sind aber mit einer gleichen Dosis Neugierde begabt. Tags darauf wurde hinter den Coulissen der Oper das Abenteuer von Esthers Rückkehr als Tagesneuigkeit erzählt. Von zwei bis vier Uhr hatte das ganze in den elysäischen Gefilden versammelte Paris die Torpille wieder erkannt und wußte nun endlich, welches Mädchen der Gegenstand von des Barons von Nüßingen heißer Liebe sei.

„Erinnern Sie sich noch,“ sagte Blondet zu de Marsay in dem Foyer der Oper, „daß die Torpille Tags darauf verschwand, als wir in ihr die Geliebte des kleinen Rubempré erkannten?“

In Paris, wie in der Provinz, ist Alles bekannt. Die Polizei in der Jerusalemstraße ist nicht so trefflich eingerichtet, wie die der Welt, welche einen Jeden mit Spionen umgiebt, ohne daß er es weiß. Der falsche Abbé wußte daher recht gut, in welcher Gefahr sich Lucien während und nach dem Abenteuer in der Rue Taitbout befand.

11. Eine Frau, die vom Pferde gestiegen ist.

Es giebt keine schrecklichere Lage, als diejenige, in welcher sich Madame du Valnoble befand, und ihre Bekannten drückten dieselbe wunderschön aus, indem sie sagten, daß sie vom Pferde gestiegen sei. Die Sorglosigkeit und Verschwendungssucht hindert solche Mitglieder des weiblichen Geschlechts, an ihre Zukunft zu denken. In dieser Welt, welche komischer und geistreicher ist, als man glaubt, denken nur diejenigen Frauen an ihr Alter, welche jene bestimmte und fast unveränderliche Schönheit besitzen, die leicht zu erkennen ist, jene Frauen endlich, die nur in Folge einer besondern Laune geliebt werden können. Nur solche Frauen denken daran, sich ein Vermögen zu erwerben; je schöner sie aber sind, desto weniger sorgen sie auch für die Zukunft.

„Du fürchtest wohl, häßlich zu werden, daß Du Dir Renten stiftest?" fragte einst Florine scherzhaft ihre Freundin Mariette. Ihre Frage macht den Grund begreiflich, weßhalb manche Mädchen so sorglos, andere so besorgt sind.

Solche Mädchen, welche an die Ewigkeit ihrer Schönheit denken, stürzen gewöhnlich aus einem übermäßigen Ueber=

fluß in ein tiefes Elend. Dann werfen sie sich in die Arme des Wuchers, verkaufen seltene Kleinodien zu wahren Spottpreisen, machen Schulden und versuchen so lange wie möglich den Anschein des Luxus zu behaupten, welcher ihnen vielleicht behilflich sein kann, das wiederzufinden, was sie verloren haben, nämlich eine Kasse, aus welcher sie ihre Bedürfnisse schöpfen können.

Diejenigen, welche Paris kennen, wissen sehr gut, woran sie sich zu halten haben, wenn sie in den elysäischen Gefilden, diesem beweglichen und stürmischen Bazar, dieses oder jenes Weib in einem Miethwagen wieder finden, nachdem sie es sechs Monate vorher in einer prachtvollen eigenen Kutsche gesehen hatten.

„Wenn man nach Sainte Pelagie hinabfällt, so muß man es auch verstehen, sich nach dem Boulogner Hölzchen wieder zu erheben,“ sagte Florine, als sie mit Blondet über den kleinen Vicomte von Portenduère lachte.

Einige geschickte Frauen wagen diesen Contrast nie, sondern bleiben in schrecklichen Miethwohnungen, in denen sie ihre Verschwendungen durch Entbehrungen büßen, welche denen gleichen, welchen man sich unterwerfen muß, wenn man sich in der Wüste Sahara verirrt hat; darum fassen sie jedoch nie die Absicht, sich einem sparsamen Leben zu unterwerfen. Sie wagen sich auf die Maskenbälle, sie unternehmen eine Reise in die Provinz und zeigen sich an schönen Tagen in prachtvoller Kleidung auf den Boulevards.

Uebrigens finden sie auch jene Freundschaft, welche die Angehörigen der geächteten Klasse gegen einander bezeigen. Es kostet dem glücklichen Mädchen so wenig, die unglückliche Schwester zu unterstützen, und es sagt zu sich

selbst: „Bald kann auch ich in einer solchen Lage sein." Der wirksamste Schutz bleibt jedoch der Schutz der Putzhändlerin, wenn sie Forderungen an das verlassene Mädchen zu machen hat; sie sucht dann die Herzen aller Greise zu Gunsten ihrer Hypothek zu rühren.

Madame du Valnoble, der es unmöglich gewesen war, den Unstern eines der reichsten und gewandtesten Wechselagenten vorauszusehen, wurde von demselben ganz unerwartet überrascht. Sie verwandte das von Falleix erhaltene Geld zur Befriedigung ihrer Launen und baute darauf, daß er auch für die Bedürfnisse ihrer Zukunft sorgen werde.

„Wie hätte man das von einem guten Jungen erwarten sollen?" fragte sie Mariette.

In allen Klassen der Gesellschaft ist ein guter Junge ein solcher Mann, der ein weites Herz hat, der hier und da einige Thaler hinleiht, ohne sie wieder zu verlangen, und sich stets nach den Gesetzen eines gewissen Zartgefühls richtet. Dem Begriffe gemäß, welchen unterhaltene Frauen oder Mädchen mit dem Ausdruck „guter Junge" verbinden, hätte Falleix seine Geliebte vorher benachrichtigen und so viel hinterlassen müssen, daß sie davon zu leben vermochte. Der von der Zuchtpolizei unbegriffene Mann, welchen wir oben erwähnt haben, war ein solcher guter Junge. Er raubte den Actionairen zwölfhunderttausend Franken, ließ aber seiner Geliebten hunderttausend Franken davon zurück. Daher antworteten auch die Mädchen während der Carnevals-Vergnügungen seinen Anklägern:

„Das bleibt sich gleich! ... Was Ihr auch sagen mögt, er war doch ein guter Junge."

Madame du Valnoble, welche nur mit großer Mühe

einige Juwelen aus dem Schiffbruch gerettet hatte, unterlag nun dem schrecklichen Gewicht der Anklage: sie hat Falleix zu Grunde gerichtet! Sie erreichte das Alter von dreißig Jahren, und obgleich noch in der ganzen Blüthe ihrer Schönheit, konnte sie dennoch um so mehr für ein altes Weib gelten, weil eine Frau in solchen Krisen alle ihre Nebenbuhlerinnen gegen sich hat. Mariette, Florine und Tullia empfingen allerdings ihre Freundin bei sich zu Tische, gewährten ihr einige Unterstützungen, wagten aber doch nicht, sich ihrem Wohlthätigkeitssinne zu unbedingt zu überlassen, weil sie den Belauf ihrer Schulden nicht kannten.

Seit sechs Jahren hatten sich die Torpille und Madame du Valnoble nicht gesprochen und waren daher bei den endlosen Fluthungen des Pariser Meeres zu weit von einander getrennt, als daß sich die vom Pferde gestiegene Frau an das Mädchen in der Kutsche hätte wenden sollen; allein die Valnoble wußte, daß Esther zu hochherzig sei, als daß sie sich nicht daran hätte erinnern sollen, daß dieselbe gewissermaßen ihre Erbin sei und dieser Umstand als zufälliger Grund zur Anknüpfung einer neuen Freundschaft benutzt werden könnte. Um den Zufall zu unterstützen, erging sich Madame du Valnoble schön gekleidet an jedem Tage in den elysäischen Gefilden, indem sie dabei Théodore Gaillard den Arm reichte, welcher sie auch später heirathete und sich bei der jetzigen Verlegenheit seiner ehemaligen Geliebten auf eine sehr edle Weise benahm: er verschaffte ihr Logen in den Schauspielhäusern und ließ sie zu allen Lustpartieen einladen. Sie hoffte, daß sich auch Esther an einem schönen Tage in den elysäischen Feldern ergehen würde, und sich dann eine Gelegenheit für sie fände, mit ihr ein Gespräch

anzuknüpfen. Esther hatte aber Paccard zum Kutscher und ihr Haus war nach den Befehlen des Abbé binnen fünf Tagen von Asien, Europa und Paccard auf eine solche Weise organisirt, daß es eine kleine Festung bildete.

Peyrade seiner Seits, durch seinen gewaltigen Haß und seine Rachsucht, besonders aber durch den Wunsch, seine liebe Lydie an den Mann zu bringen, beseelt, wählte ebenfalls die elysäischen Gefilde zum Ziel seiner Lustgänge, seit Contenson ihm gesagt hatte, daß die Geliebte des Herrn von Nüßingen dort zu erscheinen pflege. Peyrade kleidete sich so vollkommen wie ein Engländer und radebrechte dabei das Französische so trefflich nach Weise der Engländer; er sprach das Englische so rein und verstand sich so vortrefflich auf Englands Angelegenheiten, wohin er 1779 und 1780 drei Mal von der Pariser Polizei geschickt war, daß er seine Rolle als Engländer trefflich durchspielte und keinen Verdacht erweckte. Peyrade wußte sich mit einer solchen Kunst zu verstellen, daß ihn selbst Contenson einst nicht wieder erkannte. Begleitet von Contenson, der als Mulatte verkleidet war, beobachtete Peyrade Alles mit jenen gleichgültigen Blicken, welche nichts zu sehen scheinen und doch Alles sehen. Jetzt waren Esther und ihre Leute der Gegenstand seiner Beobachtung. Auch er befand sich an jenem Tage in dem Nebenwege, auf welchem bei schönem und trocknem Wetter die Kutschen fahren, als Esther und Madame du Valnoble zusammentrafen. Peyrade, gefolgt von seinem Mulatten in Livree, ging scheinbar gleichgültig an den Kutschen hinaus, wie ein echter Nabob, der nur an sich selbst denkt. Es reichte ja für ihn hin, nur einige flüchtige Worte der Unterhaltung zu erhaschen.

„Nun, mein liebes Kind,“ sagte Esther zu Madame du Valnoble, „besuchen Sie mich. Nüßingen ist es sich selbst schuldig, die Geliebte seines Wechselagenten zu unterstützen. . .“

„Und zwar um so mehr,“ sagte Téodore Gaillard, „weil er ihn zu Grunde gerichtet haben soll; wir könnten sonst ein Liedchen davon singen. . .“

„Er speist morgen mit mir; komm nur, meine Gute!“ sagte Esther. — Dann sagte sie ihr in das Ohr:

„Ich mache mit ihm, was ich will.“

„Du beherrschst ihn. . .“

„Meine Liebe, er hat bis jetzt nur meine Schulden bezahlt, deren ich so viel hatte, daß ein Finanzminister vor denselben hätte zurückschrecken können. Jetzt verlange ich von ihm dreißigtausend Franken Rente, avant la lettre! O! er ist reizend, ich habe mich nicht über ihn zu beklagen. In acht Tagen wird mein Hotel eingeweiht! Dann muß er mir das Haus in der Rue Saint-George als Eigenthum übergeben, und man kann natürlich ein solches Haus nicht bewohnen, wenn man nicht jährlich seine dreißigtausend Franken zu verzehren hat. Ich habe die Armuth kennen gelernt und sehne mich nicht nach derselben zurück: es giebt gewisse Bekanntschaften, bei denen man an der Erinnerung genug hat. . .“

„Wie Du Dich verändert hast! . . .“

„Das macht die Luft in der Schweiz, man wird dort sparsam . . . leb wohl. . .“

Esther stieg wieder in ihren schönen Wagen, der mit den prachtvollsten Apfelschimmeln bespannt war, welche es damals in Paris gab.

„Die Dame, welche in die Kutsche steigt," sagte Peyrade auf Englisch, „ist hübsch, „allein mir gefällt noch mehr jene, welche zu Fuß geht, folge ihr daher und suche zu erfahren, wer sie ist."

„Höre nur, was jener Engländer eben von Dir sagt," sagte Théodore Gaillard zu Madame du Valnoble und wiederholte ihr Peyrade's Worte.

Ehe Peyrade seine Bemerkung in englischer Sprache gemacht hatte, sagte er erst einige gleichgültige Worte in derselben Sprache, um an dem Ausdruck von Théodore Gaillard's Zügen zu erkennen, ob dieser Journalist Englisch verstehe.

Madame du Valnoble ging langsam nach Hause, während sie sich oft seitwärts umblickte, um zu sehen, ob der Mulatte ihr folge. Sie hatte ein recht anständiges meublirtes Zimmer in der Rue Louis le Grand gemiethet, in einem Hause, welches der Madame Gérard gehörte, der sie in den Tagen ihres Glanzes manchen Dienst geleistet hatte. Madame Gérard zeigte sich dagegen dankbar, indem sie der Madame du Valnoble das anständige Zimmer ziemlich wohlfeil vermiethete. Die Toilette dieser Frau war noch immer in einem hinreichend guten Zustande, so daß sie bisweilen in ihrem ganzen Glanze vor der Welt erscheinen konnte. Madame Gérard sorgte auch sehr sorgfältig für die Kutschen, deren die vom Pferde gestiegene Frau bedurfte, wenn sie sich zu einem Besuche oder in das Schauspiel begeben, oder von dort zurückkehren wollte.

„Ach! meine liebe Madame Gérard," sagte sie zu der ehrbaren Hausfrau, „ich habe die Hoffnung, daß sich meine Verhältnisse jetzt umwandeln werden..."

„Das wäre schön, Madame; seien Sie dann aber vernünftig, denken Sie an die Zukunft, machen Sie keine Schulden wieder. Es kostet mir viel Mühe, alle die Gläubiger abzuweisen, welche zu Ihnen wollen. . .“

„Ach! beunruhigen Sie sich wegen jener Hunde nicht, welche sämmtlich ungeheure Summen von mir verdient haben. Hier sind Billette für Ihre Töchter, und zwar zu einer recht guten Loge im zweiten Range der Variétés. . . Sollte Jemand heute Abend nach mir fragen, ehe ich nach Hause zurückgekehrt bin, so lassen Sie ihn nur auf mein Zimmer gehen. Adele, meine ehemalige Kammerjungfer, wird herkommen und während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung sein.“

Madame du Valnoble, welche weder eine Tante, noch eine Mutter hatte, sah sich genöthigt, zu ihrer Kammerjungfer die Zuflucht zu nehmen, damit diese die Rolle Asiens spiele. Sie ging mit Théodore Gaillard zu Tische, weil derselbe bei Nathan speiste, der in Folge einer verlornen Wette aufwichsen mußte.

---

12. Peyrade als Nabob.

Peyrade hatte gewichtige Gründe gehabt, sich in diesen Liebeshandel zu mischen. Seine Neugierde, wie die Corentins, war übrigens so lebhaft erregt, daß er sich auch ohne Gründe gern in dieses Drama gemischt haben würde. Die Politik Karls X. hatte damals ihre letzten Umwälzungen beendigt. Nachdem er Ministern von seiner Wahl die Leitung der Geschäfte übertragen hatte, bereitete er die Eroberung von Algier vor, um sich des dadurch erworbenen Ruhmes zur Erreichung seiner Absichten in Frankreich zu bedienen. Karl X. glaubte keinen Gegner mehr zu haben. In der Politik, wie auf dem Meere, giebt es eine trügerische Stille. Corentin war daher in eine vollkommene Unthätigkeit verfallen, und in einer solchen Lage schießt ein echter Jäger, um seine Hand nicht aus der Uebung kommen zu lassen, Sperlinge statt der Schnepfen. Domitian schlug Fliegen todt, wenn er keine Christen todtschlagen konnte.

Contenson, welcher Zeuge von Esthers Verhaftung gewesen war, hatte mit dem Scharfsinn eines Spions diese Handlung ganz richtig beurtheilt. Er nahm sich nicht ein-

mal die Mühe, seine Meinung gegen den Baron von Nüßingen zu verhehlen.

„Zu wessen Nutzen beutet man die Leidenschaft des Banquiers aus?“ das war die erste Frage, welche sich die beiden Freunde stellten.

Contenson hatte erkannt, daß Asien eine Rolle in dem Stück spiele, und gehofft, durch sie den Verfasser desselben zu erfahren; allein Asien entging seinen Händen und barg sich, wie ein Aal, in dem Schlamme des Pariser Lebens; als er sie als Köchin bei Esther wieder fand, da wurde ihm die Mitwirkung dieser Mulattin wirklich unerklärlich.

Zum ersten Male fanden die beiden Meister in der Spionirkunst einen Text, den sie nicht zu entziffern vermochten, obschon sie vermutheten, daß ein unheimlicher Roman hinter demselben versteckt sei.

Contenson machte zu drei wiederholten Malen kühne Angriffe auf das Haus in der Rue Taitbout, begegnete aber stets der hartnäckigsten Verschwiegenheit. So lange Esther dort wohnte, schien der Portier von einer gewaltigen Furcht beherrscht zu werden. Vielleicht hatte Asien gedroht, daß sie das ganze Haus vergiften würde, wenn Jemand nur ein Wort ausspräche, denn Tags darauf, nachdem Esther ihre Wohnung verlassen hatte, fand Contenson jenen Mann ein wenig vernünftiger. Er bedauerte sehr, daß die kleine Dame ausgezogen sei, welche, wie er sagte, ihn mit den Resten ihrer Mahlzeiten gespeist hatte. Contenson hatte sich als Waaren-Makler verkleidet und feilschte um die Wohnung, während er die Klagen des Portiers anhörte und dabei über ihn spottete, indem er jede seiner Bemerkungen mit einem: „Ist es möglich!“ in Zweifel zog.

„Ja, mein Herr, die junge Dame hat hier fünf Jahre gewohnt, ohne einmal auszugehen, weil ihr eifersüchtiger Liebhaber zu mißtrauisch war, wozu er jedoch gar keine Ursache hatte; er selbst wandte die größte Vorsicht an, wenn er kam oder ging. Uebrigens war das auch ein sehr schöner junger Mann.“

Lucien war noch in Angoulême. Gleich nach seiner Rückkehr schickte aber Contenson den Portier nach dem Quai Malaquais, um Herrn Lucien de Rubempré fragen zu lassen, ob er nicht die Möbel der von Frau Van Bogsek verlassenen Wohnung verkaufen wolle.

Der Portier erkannte in Lucien den geheimnißvollen Liebhaber der jungen Wittwe wieder, und mehr hatte Contenson nicht wissen wollen. Man kann sich das gewaltige, obgleich verhehlte Staunen denken, von welchem Lucien und der Abbé ergriffen wurden. Sie stellten sich, als hielten sie den Portier für geistesverwirrt, und suchten ihn zu überreden, daß er sich irre.

Binnen vierundzwanzig Stunden hatte der Abbé eine Gegenpolizei organisirt, durch welche er erfuhr, daß Contenson der Spion sei. Contenson hatte, in einen Sonnenbruder verkleidet, schon zwei Mal die von Asien eingekauften Vorräthe in das kleine Hotel der Rue Saint-George getragen, und hatte auch hier die Wirthschaft zu durchblicken versucht.

Corentin regte sich seiner Seits ebenfalls. Nur dadurch gerieth er in Verlegenheit, daß er an der Person des Carlos Herrera nicht zweifeln konnte. Er hatte sich nämlich überzeugt, daß dieser Abbé als geheimer Gesandter Ferdinands VII. gegen Ende des Jahres 1823 nach Paris gekom-

men war. Nur vermochte Corentin die Gründe nicht zu durchschauen, welche den Abbé vermochten, ein so warmer Gönner Luciens von Rubempré zu sein. Bald überzeugte sich Corentin, daß Esther fünf Jahre lang Luciens Geliebte gewesen sei. Die Unterschiebung der Engländerin an Esthers Stelle mußte ebenfalls im Interesse des Dandy Statt gefunden haben. Nun fiel es ferner auf, daß Lucien, der keine Mittel zum Lebensunterhalt hatte, dem die Hand des Fräuleins von Grandlieu versagt wurde, dennoch jetzt für eine Million die Besitzung von Rubempré gekauft habe. Corentin wußte jetzt auf geschickte Weise den General-Polizeidirector des Königreichs in Thätigkeit zu versetzen, welchem der Polizeipräfect in Bezug auf Peyrade sagte, daß der Graf von Serizy und Lucien de Rubempré die Männer gewesen wären, die sich bei ihm beschwert hätten.

„Da haben wir es,“ sagte Peyrade und Corentin zu einander.

Die beiden Freunde hatten in einem Augenblicke ihren Plan entworfen.

„Dieses Mädchen hat Verbindungen gehabt,“ sagte Corentin, „es hat Freundinnen. Unter diesen Freundinnen ist gewiß eine, die sich in Armuth befindet. Einer von uns spielt nun die Rolle eines reichen Engländers, welcher sie unterhält, und wir bringen sie dann in Verbindung mit der räthselhaften Esther.“

Peyrade erbot sich natürlich, die Rolle eines Engländers zu übernehmen. Er konnte sich nichts Angenehmeres denken, als das Leben eines Wollüstlings zu führen, während er die Verschwörung zu entdecken suchte, deren Opfer er geworden war; und Corentin trat ihm gern diese Rolle ab.

Contenson entging als Mulatte der Gegenpolizei des Abbé.

Drei Tage vor dem Zusammentreffen Peyrade's und der Madame du Valnoble in den elysäischen Gefilden war der letzte von den Agenten der Herren de Sartine und Lenoir mit einem Passe, der sich vollkommen in Ordnung befand, in der Rue de la Paix, im Hotel Mirabeau, abgestiegen; er kam seinem Vorgeben nach aus den Colonien über Havre, und seine kleine Reisekutsche war so beschmutzt, als wenn sie wirklich von Havre ankäme, obgleich sie nur den Weg von Saint Denis nach Paris zurückgelegt hatte.

Der Abbé Carlos Herrera ließ seiner Seits seinen Paß bei der spanischen Gesandtschaft visiren und bereitete auf dem Quai Malaquais Alles zu einer Reise nach Madrid vor.

Binnen wenigen Tagen sollte nämlich Esther die Eigenthümerin des kleinen Hotels in der Rue Saint-George werden und dabei zugleich in Staatspapieren ein Vermögen erhalten, welches jährlich dreißigtausend Franken abwarf. Europa und Asien waren verschmitzt genug, um sie dahin zu bringen, daß sie ihre Staatspapiere verkaufe und den Erlös Lucien de Rubempré überlasse, welcher damit den Rest der Kaufsumme für seine Besitzung Rubempré bezahlen wollte. Lucien mußte angeben, daß er sein Geld der Freigebigkeit seiner Schwester verdanke. Ein Verrath war nur von Esthers Seite möglich, und diese mußte eher sterben, als durch einen Blick etwas verrathen. Clotilde hatte ein kleines rosafarbenes Tuch um ihren Schwanenhals geknüpft, und offenbar war demnach auch im Hotel Grandlieu das Spiel gewonnen. Die Omnibus-Actien gaben schon

drei Kapitalien für eins. Carlos verschwand für einige Tage und täuschte so jede Nachforschung. Die menschliche Klugheit hatte Alles vorhergesehen. Nicht ein Fehler war möglich.

Der Spanier wollte einen Tag später abreisen, als das Zusammentreffen Peyrade's mit Madame du Valnoble in den elysäischen Gefilden Statt fand. Noch in derselben Nacht um zwei Uhr Morgens erschien Asien in einem Fiacker auf dem Quai Malaquais und fand den Heizer dieser Locomotive seine Pfeife rauchend in seinem Schlafzimmer, während er nochmals alle getroffenen Vorkehrungen überdachte, gleich wie ein Schriftsteller sein Manuscript nochmals durchsieht, um die Schreibfehler zu verbessern. Ein solcher Mann konnte sich keines zweiten Nachlässigkeitsfehlers schuldig machen, wie jenes ersten in Bezug auf den Portier in der Rue Taibout.

„Paccard," sagte Asien ihrem Herrn in das Ohr, „hat heute in den elysäischen Gefilden um halb drei Uhr Contenson in der Verkleidung eines Mulatten und als Bedienten eines Engländers gesehen, welcher seit drei Tagen in den elysäischen Gefilden umherwandert, um Esther zu beobachten. Paccard hat den Burschen an seinen blauen Augen erkannt, an denen ich ihn ebenfalls erkannte, als er sich mir als Sonnenbruder vermiethete. Paccard hat unsere Kleine auf solchen Wegen nach Hause gefahren, daß er den Burschen nicht aus den Augen verloren hat; er wohnt im Hotel Mirabeau und Contenson hat solche Zeichen des Einverständnisses mit dem Engländer gewechselt, daß Paccard behauptet, der Engländer könne unmöglich ein Engländer sein."

„Wir haben eine Brömse auf dem Rücken," sagte der Abbé. „Ich reise erst übermorgen ab. Dieser Contenson ist es ebenfalls, der uns den Portier der Rue Taitbout bis hierher nachgehetzt hat; wir müssen erfahren, ob der falsche Engländer unser Feind ist. . ."

Um zwölf Uhr Mittags bediente der Mulatte des Herrn Samuel Johnson seinen Herrn mit vielem Ernst. Peyrade frühstückte stets sehr reichlich, und zwar aus Berechnung, denn er wollte für einen Engländer aus der Gattung Trinker gelten. Wenn er sich entfernte, war er stets halb benebelt. Er hatte Gamaschen von schwarzem Tuch an, welche bis an die Kniee gingen und so ausgestopft waren, daß sie die Beine bedeutend verstärkten. Seine Beinkleider waren stark wattirt. Er trug eine bis an das Kinn zugeknöpfte Weste. Seine blaue Cravatte umschloß den Hals und erhob sich bis an die Mitte der Wangen. Dabei trug er eine röthliche Perücke, welche die Hälfte der Stirn deckte. Außerdem hatte er sich um etwa drei Zoll größer gemacht, so daß ihn auch der älteste Stammgast des Café David nicht wieder erkannt haben würde. Seinem langen weiten und saubern Rocke nach, welcher völlig im englischen Schnitt hergestellt war, hätte ihn Jedermann für einen reichen Engländer halten müssen.

Contenson zeigte dagegen die kalte Grobheit eines Bedienten, welcher weiß, daß er der Vertraute eines Nabob ist.

Peyrade leerte seine zweite Flasche, als ein Aufwärter des Hotels ohne alle Umstände einen Mann hereinführte, in welchem Peyrade sowohl, wie Contenson, einen Gendarm erkannten, welcher sich in bürgerliche Kleidung geworfen hatte.

„Herr Peyrade," sagte der Gendarm, indem er sich dem Nabob näherte, „ich habe den Befehl, Sie auf die Präfectur zu bringen."

Peyrade erhob sich, ohne die geringste Gegenbemerkung zu machen, und ergriff seinen Hut.

„Sie werden einen Fiacker vor der Thür finden," sagte der Gendarm auf der Treppe zu ihm; „der Präfect wollte Sie arretiren lassen, begnügt sich aber damit, Ihnen den Friedensrichter zuzuschicken, welchen Sie in der Kutsche finden werden und dem Sie Rechenschaft über Ihr Benehmen abzulegen haben."

„Soll ich bei Ihnen bleiben?" fragte der Gendarm den Friedensrichter, als Peyrade eingestiegen war.

„Nein," antwortete der Friedensrichter, „sagen Sie nur dem Kutscher ganz leise, daß er nach der Präfectur fährt."

Peyrade und der Abbé saßen jetzt in einem und demselben Fiacker beisammen. Der Abbé hielt einen Dolch unter seinem Rock. Den Fiacker leitete ein vertrauter Kutscher, welcher im Stande war, den Abbé entspringen zu lassen, ohne etwas zu bemerken und sich eben so wenig zu wundern, wenn er beim Halten an einer gewissen Stätte einen Leichnam in seiner Kutsche fände. Um eines Spiones willen wird nie ein großes Aufsehen erregt. Die Gerechtigkeit läßt solche Morde fast immer ungestraft, weil es zu schwierig ist, den Thätern oder den Ursachen auf den Grund zu kommen.

---

13. Ein Zweikampf in einem Fiacker.

Peyrade warf einen Blick auf den Gerichtsherrn, welchen der Polizeipräfect an ihn abgesandt hatte; allein selbst der Spion vermochte nichts zu durchblicken. Der Magistratsherr hatte einen kahlen Scheitel, welcher von Runzeln durchfurcht war; am Hinterkopfe einige gepuderte Haare und vor den schwachen und gerötheten Augen eine echte Bureau-Brille mit goldener Einfassung und doppelten grünen Gläsern. Ein Vorhemd von Percal mit einer Brustkrause, eine abgenutzte Weste von schwarzer Seide, Beinkleider, wie sie die Justizmenschen tragen, Strümpfe von schwarzer Baumwolle und Schuhe, die mit Bändern zugebunden waren, dabei schlechte schwarze Handschuhe, welche wenigstens seit zehn Tagen ihren Dienst versahen, und eine goldene Uhrkette... Das Alles deutete auf den Unterrichter, welcher unter dem Namen Friedensrichter bekannt ist.

„Mein lieber Herr Peyrade, ich bedaure, daß ein Mann, wie Sie, Gegenstand einer polizeilichen Aufsicht ist, und noch mehr, daß Sie es sich zur Aufgabe machen, diese Aufsicht zu rechtfertigen. Ihre Verkleidung ist nicht nach dem Ge-

schmack des Herrn Präfecten. Glauben Sie auf solche Weise unserer Aufmerksamkeit zu entgehen, so irren Sie sich. Sie haben ohne Zweifel Ihre Reise von England in Beaumont-sur-Oise angetreten . . ."

„In Beaumont-sur-Oise!" antwortete Peyrade.

„Oder in Saint-Denis . . ." fuhr der Abbé fort.

Peyrade wurde verlegen. Diese neue Frage verlangte eine Antwort. Nun war aber jede Antwort gefährlich. Eine Bejahung wurde zu einer Verspottung, und eine Verneinung war noch gefährlicher, wenn der Friedensrichter die Wahrheit wußte.

„Das ist ein schlauer Mann!" dachte er.

Er versuchte, den Friedensrichter lächelnd anzublicken und ihm dieses Lächeln statt einer Antwort zu geben. Das Lächeln wurde ohne Widerspruch angenommen.

„Zu welchem Zwecke haben Sie sich verkleidet, eine Wohnung im Hotel Mirabeau bezogen und Contenson zu einem Mulatten gemacht?" fragte der falsche Magistratsherr.

„Der Herr Präfect kann mit mir machen, was er will, allein ich schulde nur meinem Vorgesetzten Rechenschaft wegen meiner Handlungen," sagte Peyrade mit Würde.

„Wollen Sie mir vielleicht damit zu verstehen geben, daß Sie im Auftrage der General-Polizei-Direction des Königreichs handeln," sagte der Abbé trocken; „so wollen wir die Richtung ändern und nach der Rue de Genelle fahren, statt nach der Rue de Jerusalem. Ich habe die bestimmtesten Befehle in Bezug auf Sie; nehmen Sie sich daher in Acht! . . . Man ist gerade nicht sehr erzürnt auf Sie; durch ein falsches Benehmen könnten Sie sich aber

die Karten verderben. Was mich betrifft, so will ich Ihnen durchaus nicht übel ... aber, sagen Sie mir die Wahrheit..."

„Die Wahrheit, die sollen Sie hören," sagte Peyrade und warf einen schlauen Blick auf die rothen Augen seines Zerberus.

Die Züge des Abbé blieben stumm und leidenschaftslos. Er versah sein Amt als Friedensrichter, jede Wahrheit schien ihm gleichgültig.

„Ich bin bis zur Narrheit in eine Frau verliebt, und zwar in die ehemalige Geliebte eines Wechselagenten, welcher zu seinem Vergnügen und zu dem Mißvergnügen seiner Gläubiger eine Reise in das Ausland angetreten hat; ich meine Falleix."

„Also in Madame du Valnoble sind Sie verliebt?" fragte der Friedensrichter.

„Ja," entgegnete Peyrade. „Um sie einen Monat lang als meine Geliebte zu unterhalten, was mir kaum tausend Thaler kosten wird, habe ich mich als Nabob verkleidet und Contenson zum Bedienten angenommen. Das, mein Herr, ist so wahrhaft, daß Sie sich davon überzeugen können, wenn Sie sich auf meine Wohnung zurückbegeben und Contenson befragen wollen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß ich indeß in dem Wagen bleiben und bis zu Ihrer Rückkehr warten werde. Contenson wird nicht nur die Ehre haben, Ihnen das zu bestätigen, was ich Ihnen sagte, sondern Sie werden auch die Kammerjungfer der Madame du Valnoble selbst ankommen sehen, welche mir heute Morgen die Einwilligung ihrer Herrin in meine Vorschläge und deren Bedingungen anzeigen wird. Ein alter

Affe versteht sich auf das Gesichterschneiden: ich habe ihr monatlich tausend Franken und eine Kutsche angeboten, das macht funfzehnhundert; fünfhundert Franken für Geschenke, noch eben so viel für Lustfahrten, für Mittagsmahle, für Besuche der Schauspielhäuser, und Sie werden finden, daß ich mich nicht um einen Centime verrechnet habe, wenn ich sagte, daß ich tausend Thaler an mein Vergnügen gesetzt hätte. Ein Mann von meinem Alter kann wohl noch einmal tausend Thaler zur Befriedigung seiner letzten Laune verwenden..."

„Ach! Papa Peyrade, Sie lieben das weibliche Geschlecht noch sehr, daß Sie ... Sie täuschen mich aber, ich bin sechzig Jahre und entbehre die Liebe ohne Mühe. Wenn sich übrigens die Sache so verhält, wie Sie sagen, so mußten Sie sich allerdings das Ansehen eines Ausländers geben."

„Sie begreifen, daß Peyrade, oder der Vater Canquoëlle aus der Rue des Moineaux ..."

„Ganz recht, weder der Eine, noch der Andere hätte der Madame du Valnoble angestanden," erwiederte der Friedensrichter. „Ich habe ehedem eine Frau gekannt, welche durch den „Vollzieher der hohen Werke" unterhalten wurde. Eines Tags sticht sie sich im Schauspiel mit einer Nadel, und da das noch vor der Revolution war, so rief sie aus: „Ei! Henker!" Jemand, der das gehört hatte, fragte sie: „Ist das eine Erinnerung?" In Folge dieser Frage verließ sie ihren Geliebten, und ich begreife recht gut, daß es Ihr Wunsch nicht sein kann, sich einer ähnlichen Untreue auszusetzen! Madame du Valnoble ist eine Frau, die nur einem Manne, wie er sein soll, angehören will; ich

habe sie eines Tags in der Oper gesehen und sehr schön gefunden. Lassen Sie den Kutscher nach der Rue de la Paix zurückkehren, mein lieber Peyrade. Ich werde mich mit Ihnen in Ihre Wohnung begeben und die Sache selbst in Augenschein nehmen. Ein mündlicher Bericht wird ohne Zweifel dem Herrn Präfect genügen."

Der Abbé zog aus seiner Seitentasche eine schwarze Tabacksdose, welche mit vergoldetem Silber ausgelegt war, und bot Peyrade auf eine außerordentlich freundliche Weise eine Prise an.

Peyrade dachte bei sich selbst:

„Das sind die heutigen Agenten der Polizei! ... Mein Gott! wenn Herr Lenoir oder Herr de Sartine zurücksehen könnten, was würden die sagen? ..."

„Was Sie gesagt haben, war allerdings die Wahrheit; allein noch nicht Alles, mein lieber Freund," sagte der falsche Friedensrichter, indem er seine Prise nach der Nase führte. „Sie haben sich mit den Herzensangelegenheiten des Barons von Nüßingen befaßt und wollen ihn ohne Zweifel in irgend eine neue Schlinge führen; Sie haben mit der Pistole nicht getroffen, und zielen nun mit der Kanone. Madame du Valnoble ist eine Freundin von Madame de Champy. . ."

„Ha! Teufel! nun gilt es vorsichtig sein ..." dachte Peyrade, „er weiß mehr, als ich dachte, er täuscht mich! Er spricht davon, daß er mich loslassen will und fährt fort, mich zu verhören."

„Nun?" fragte der Abbé mit der überlegenen Miene eines Inquisitionsrichters.

„Mein Herr, es ist wahr, daß ich das Unrecht beging,

für Rechnung des Herrn von Nüßingen ein Mädchen aufzusuchen, in das er so verliebt war, daß er den Kopf fast verloren hätte. Das ist eben die Ursache der Ungnade, in welche ich gefallen bin, denn es scheint, als hätte ich, ohne es zu wissen, sehr ernste Interessen verletzt. . .“

Der Gerichtsherr blieb ganz ruhig und deutete in seinen Zügen weder eine Bejahung, noch eine Verneinung an.

„Nach einer zweiundfunfzigjährigen Ausübung kenne ich jedoch die Polizei hinreichend,“ fuhr Peyrade fort, „als daß ich mich nicht nach dem Verweise, welchen mir der Herr Präfect gegeben, aller polizeilichen Nachforschungen hätte enthalten sollen. . .“

„Würden Sie Ihrer Laune entsagen, wenn der Herr Präfect solches von Ihnen verlangte? Sie würden dadurch den besten Beweis geben, daß Sie aufrichtig Allem gehorchen wollen, was man von Ihnen verlangt. . .“

„Wie der immer weiter geht!“ dachte Peyrade. „Ei, Donnerschlag, die heutigen Polizeiagenten sind doch eben so geschickt, wie die zur Zeit des Herrn Lenoir.“

„Entsagen . . .“ sagte Peyrade, „ich erwarte die Befehle des Herrn Präfect; wollen Sie jetzt mit mir eintreten, wir sind eben beim Hotel angelangt?“

„Wo bekommen Sie die Gelder her?“ fragte der Abbé mit schlauer Miene.

„Mein Herr, ich habe einen Freund . . .“ sagte Peyrade.

„Sehen Sie, so etwas einem Richter zu sagen! . . .“ versetzte der Andere.

Die beiden Feinde stiegen schweigend die Treppe des Hotels mit einander hinan.

Dieser kühne Auftritt war bei dem Abbé das Resultat einer jener Berechnungen, deren Einfachheit nur in dem Kopfe eines Mannes von seinen Fähigkeiten möglich war. Er hatte am frühen Morgen Lucien zur Gräfin von Serizy geschickt. Lucien bat den Privatsecretair des Grafen, im Auftrag des Grafen zu dem Präfecten zu gehen, um sich Nachweisungen über den von dem Baron von Nüßingen angewandten Agenten geben zu lassen. Der Secretair war mit folgenden Bemerkungen über Peyrade zurückgekehrt:

„Ein gefährlicher Mann,“

„Bei der Polizei seit 1779,“

„Ohne Moral,“

„Ohne Vermögen.“

„Wohnt in der Rue des Moineaux unter dem Namen Canquoëlle,“

„Unter polizeilicher Aufsicht.“

Das war der Auszug aus den über ihn vorhandenen Acten.

„Er muß der Engländer sein, welchem Contenson als Mulatte dient,“ hatte der Abbé gesagt, als ihm Lucien die verlangten Nachweisungen überbrachte.

In drei Stunden hatte dieser Mann, welcher die Thätigkeit eines commandirenden Generals entwickelte, Alles eingeleitet; er hatte von Paccard die Rolle eines bürgerlich gekleideten Gendarmen spielen lassen und sich selbst als Friedensrichter dargestellt. Drei Mal hatte er nach seinem Dolche gegriffen, um Peyrade in dem Fiacker zu ermorden; allein so selten wie möglich beging er einen Mord mit eigener Hand: er zog es vor, sich Peyrade vom Halse zu schaf-

fen, indem er ihn einigen frei gelassenen Galeerensklaven als einen Millionair bezeichnete.

Peyrade und sein Begleiter hörten Contensons Stimme, welcher mit der Kammerjungfer der Madame du Valnoble sprach; Peyrade gab darauf dem Abbé ein Zeichen, in dem Vorzimmer zu bleiben, indem er damit zu sagen schien:

„Sie sollen selbst über meine Aufrichtigkeit urtheilen.“

„Madame willigt in Alles ein,“ sagte Adele. „Madame ist in diesem Augenblicke bei einer ihrer Freundinnen, der Madame de Champy, welche noch auf ein ganzes Jahr eine vollständig meublirte Wohnung in der Rue Taitbout besitzt und ihr dieselbe ohne Zweifel abtreten wird. Madame wird dort Herrn Johnson weit anständiger empfangen können, denn die Möbel sind noch sehr gut, und der Herr wird sie der Madame kaufen können, indem er sich mit der Besitzerin darüber einigt.“

„Gut, mein Kind,“ sagte der Mulatte zu dem Mädchen; „wir können dabei einen Schnitt machen, gehen aber zu gleichen Theilen...“

„Ei! Sie sind ein verständiger Mann!“ sagte Jungfer Adele. „Wenn Ihr Nabob ein Nabob ist, so kann er auch der Madame Möbel anschaffen; die Miethe geht im April 1830 zu Ende, und Ihr Nabob kann sie dann erneuern, wenn er es für gut befindet...“

„Ick ... sähr sufrieden! ...“ antwortete Peyrade, welcher jetzt eintrat und die Kammerjungfer auf die Schulter schlug.

Er machte dem Abbé ein Zeichen des Einverständnisses und dieser gab durch ein anderes Zeichen zu verstehen, daß

er begreife, der Nabob müsse seiner Rolle als Engländer treu bleiben.

Die Scene änderte sich aber plötzlich durch den Eintritt einer Person, auf welche weder der Abbé, noch der Polizeipräfect etwas vermochte. Corentin zeigte sich unerwartet. Er hatte die Thür offen gefunden und wollte im Vorübergehen zusehen, wie sein alter Peyrade die Rolle eines Nabob spielte.

---

14. Corentin gewinnt den zweiten Aermel.

„Der Präfect hetzt mich doch immer,“ sagte Peyrade Corentin in das Ohr, „er hat mich jetzt wieder als Nabob entdeckt.“

Corentin begrüßte den Friedensrichter kalt und prüfte ihn mit unverschämten Blicken.

„Bleiben Sie bis zu meiner Rückkehr hier,“ sagte der Abbé; „ich werde mich nach der Präfectur begeben, und wenn Sie mich nicht wieder sehen, so können Sie sich dreist der Ausübung Ihres Scherzes überlassen.“

Als er Peyrade diese Worte in das Ohr gesagt hatte, um ihm in den Augen der Kammerjungfer keine Blöße zu geben, entfernte er sich, da er keine Lust hatte, länger den forschenden Blicken des Neuangekommenen ausgesetzt zu bleiben, in welchem er eine jener blonden, blauäugigen Naturen erkannte, welche mit einer schrecklichen Kälte ihre Beobachtungen anstellen.

„Das ist der Friedensrichter, welchen mir der Präfect über den Hals geschickt hat!“ sagte Peyrade zu Corentin.

„Der!“ antwortete Corentin, „Du hast Dich übertölpeln lassen. Der Mann hat drei Spiele Karten in seinen

Schuhen, das sieht man an der Art, wie der Fuß in den Schuhen steht, und ein Friedensrichter hat nicht nöthig, sich größer zu machen! ...“

Corentin eilte mit Blitzesschnelle die Treppe hinab, um seinen Verdacht aufzuhellen; der Abbé stieg eben in den Fiacker.

„Ei! Herr Abbé!“ rief Corentin aus.

Der Abbé wandte seinen Kopf, sah Corentin und stieg in seinen Fiacker. Corentin hatte noch Zeit, am Kutschenschlage zu ihm zu sagen:

„Das wollte ich nur wissen. Nach dem Quai Malaquais! ...“ rief Corentin dann dem Kutscher zu, indem er einen höllischen Spott in den Ton seiner Stimme und in seinen Blick legte.

„Nun bin ich verrathen!“ dachte Jacques Collin; „ich muß ihnen mit Blitzesschnelle zuvorkommen und vor allen Dingen wissen, was sie von uns wollen.“

Corentin hatte fünf oder sechs Mal den Abbé Carlos Herrera gesehen und den Blick desselben nicht wieder vergessen. Auch hatte er gleich anfangs die breiten Schultern wieder erkannt, dann die Narben des Antlitzes, und endlich noch bemerkt, daß er sich künstlich um drei Zoll höher gemacht habe.

„Ei, mein Alterchen! Dich hat man zum Narren gehabt!“ sagte Corentin, als er mit Peyrade und Contenson allein im Zimmer war.

„Wer? ...“ fragte Peyrade, „ich verwende meine letzten Tage darauf, ihn auf einen Rost zu legen und auf demselben zu braten.“

„Es ist der Abbé Carlos Herrera, wahrscheinlich der

Corentin Spaniens. Alles ist mir nun erklärlich: er hat das Glück jenes kleinen jungen Mannes machen wollen, indem er ein hübsches Mädchen als Stempel zum Geldmünzen braucht... Du mußt nun wissen, ob Du mit einem Abbé anbinden willst, der mir verteufelt stark scheint."

„O!" rief Contenson aus; „er hat dreihunderttausend Franken an jenem Tage erhalten, als wir Esther festnehmen wollten; er saß in dem Fiacker und ich erinnere mich an seine Augen, an seine Stirn und seine Blatternarben."

„Was für eine herrliche Mitgift wäre das für meine arme Lydie gewesen!..." rief Peyrade aus.

„Du kannst Nabob bleiben," sagte Corentin. „Um ein wachsames Auge auf Esther werfen zu können, mußt Du sie mit der Valnoble in Verbindung bringen; sie war die wahre Geliebte Luciens de Rubempré."

„Man hat dem Nüßingen schon fünfhunderttausend Franken abgezwackt," sagte Contenson.

„Und eben so viel haben sie noch nöthig," bemerkte Corentin. „Die Besitzung Rubempré kostet eine Million. Papa," sagte er dann und schlug Peyrade auf die Schulter, „Du kannst hunderttausend Franken als Mitgift für Lydie erwerben.."

„Sag mir das nicht, Corentin. Wenn Dein Plan fehlschlüge, so könnte ich Gott weiß wessen fähig sein...."

„Du wirst sie morgen vielleicht haben! Der Abbé, mein Lieber, ist sehr schlau, wir sind ihm unsere Huldigung schuldig, allein ich habe ihn in den Händen... Er ist ein Mann von Geist und wird kapituliren ... suche nur so dumm zu sein wie ein Nabob, und fürchte Dich nicht vor der Präfectur."

Am Abend des Tages, an welchem die beiden wahren Gegner einander gegenüber gestanden hatten, begab sich Lucien in das Hotel Grandlieu. Es war dort eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Angesichts des ganzen Salons behielt ihn die Herzogin einige Zeit neben sich und suchte sehr gütig gegen ihn zu scheinen.

„Sie haben eine kleine Reise gemacht," sagte sie zu ihm.

„Ja, Frau Herzogin. Meine Schwester hat große Opfer gebracht, um meine Verheirathung zu erleichtern. Ich habe die Besitzung Rubempré wiederkaufen können und zugleich in meinem Anwalt in Paris einen geschickten Mann gefunden, welcher die Anforderungen vermieden hat, welche die Verkäufer gemacht haben würden, wenn sie den Namen des Käufers erfahren hätten."

„Ist auch ein Schloß vorhanden?" fragte Clotilde.

„So etwas, das wie ein Schloß aussieht; am besten wird es aber sein, man bedient sich der Baustoffe desselben, ein neues Haus aufzuführen."

Clotildens Augen sprüheten Flammen des Glücks und der Zufriedenheit.

„Sie werden heute Abend einen Robber mit meinem Vater machen," sagte sie leise zu ihm. „Binnen vierzehn Tagen, so hoffe ich, wird man Sie auch zu Tische einladen."

„Nun, mein lieber Herr," sagte der Herzog von Grandlieu, „wie man sagt, „haben Sie die Herrschaft Rubempré gekauft, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Das ist eine Antwort für die, welche behaupten, daß Sie noch Schulden haben."

„Ich bin noch fünfhunderttausend Franken schuldig, Herr Herzog.“

„Sie müssen ein Mädchen heirathen, welches Ihnen so viel mitbringt, bezweifle aber fast, daß Sie eine so reiche Heirath in unserer Vorstadt abschließen können, weil wir sämmtlich unsern Töchtern nur wenig mitzugeben vermögen.“

„Sie haben an ihren Namen genug,“ antwortete Lucien.

„Wir sind unser nur drei Whistspieler: Maufrigneuse, d'Espard und ich,“ sagte der Herzog; „nun! seien Sie unser vierter Mann,“ sagte er zu Lucien, indem er auf den Spieltisch deutete.

Clotilde trat an den Spieltisch, um dem Spiele ihres Vaters zuzusehen.

„Sie will, das ich das für mich nehme,“ sagte der Herzog und legte seine Hand auf die Hände seiner Tochter, während er Lucien von der Seite ansah, dieser aber ernsthaft blieb.

Lucien, der Partner des Herrn d'Espard, verlor zwanzig Louis.

„Meine liebe Mutter,“ sagte Clotilde zu der Herzogin, „er ist so geistreich, daß er meinen Vater gewinnen läßt.“

Um elf Uhr wechselte Lucien noch einige Worte der Liebe mit Fräulein von Grandlieu und kehrte dann nach Hause zurück. Er legte sich zu Bett, während er an den vollkommenen Sieg dachte, welchen er binnen einem Monate erringen würde; er zweifelte nicht, daß man nun seine Bewerbungen um Clotilde bald annehmen und ihn noch vor der Fastenzeit des Jahres 1830 deren Hand übergeben möchte.

Am folgenden Morgen, als Lucien nach dem Frühstück in Gesellschaft des jetzt sehr besorgten Abbé einige Cigarren

rauchte, wurde Herr von Saint-Estève angemeldet, welcher entweder mit dem Abbé Carlos Herrera oder mit Herrn Lucien de Rubempré zu sprechen wünschte.

„Hat man unten gesagt, daß ich nicht zu Hause sei?“ fragte der Abbé.

„Ja, mein Herr. . .“

„Nun, so empfange Du den Mann,“ sagte er darauf zu Lucien. „Sag' nicht ein Wort, durch welches Du Dir eine Blöße geben könntest, laß nicht mit einem Blicke Dein Staunen sich zu erkennen geben: es ist der Feind.“

„Du wirst meine Worte hören,“ sagte Lucien.

Der Abbé verbarg sich in einem angrenzenden Zimmer und sah durch die Spalte Corentin eintreten, den er nur an der Stimme wieder erkannte.

„Ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein,“ sagte Corentin, „aber . . .“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte Lucien, „aber...“

„Es handelt sich um Ihre Verheirathung mit Clotilde von Grandlieu, welche nicht Statt finden wird,“ fiel ihm Corentin lebhaft in die Rede.

Lucien setzte sich und antwortete kein Wort.

„Sie sind in den Händen eines Mannes, welcher die Macht und den Willen hat, dem Herzoge von Grandlieu zu beweisen, daß die Besitzung Rubempré mit dem Gelde bezahlt wird, welches ein Narr Ihnen für Ihre Geliebte, das Fräulein Esther, gezahlt hat . . . man wird leicht die Abschriften der gerichtlichen Urtheile erlangen, durch welche Fräulein Esther verfolgt wurde. Die außerordentlich geschickten Schwenkungen, welche gegen den Baron von Nücingen angewandt sind, werden an den Tag kommen. In

diesem Augenblick läßt sich noch Alles wieder gut machen. Geben Sie uns die Summe von hunderttausend Franken und wir schließen mit Ihnen Frieden... Mich geht übrigens die Sache nichts an, sondern ich bin nur der Bevollmächtigte derjenigen, welche sich diesen Gesang erlauben."

Corentin hätte eine Stunde so fortsprechen können, ohne daß Lucien dadurch verlegen geworden wäre. Der junge Mann rauchte ruhig seine Cigarre.

„Mein Herr, ich will gar nicht wissen, wer Sie sind. Ich lasse Sie ruhig fortsprechen, ich bin hier auf meinem Zimmer. Sie scheinen mir gar nicht dumm zu sein. Hören Sie meine Entgegnung."

Es entstand eine kurze Pause, während welcher Lucien den Katzenblicken, die Corentin auf ihn richtete, eine eiskalte Ruhe entgegensetzte.

„Entweder stützen Sie sich auf vollkommen unwahre Thatsachen, und ich kann dann ganz unbesorgt sein; oder Sie haben Recht und ich gebe Ihnen dann das Recht, wenn ich Ihnen hunderttausend Franken überreiche, mir so oft hunderttausend Franken abfordern zu lassen, wie derjenige, welcher Sie abgesandt hat, neue Saint-Estève aufzufinden vermag ... kurz, um mit einem Male Ihren achtungswerthen Geschäftsantrag abzuschneiden, wissen Sie, daß ich, Lucien de Rubempré, Niemand fürchte; und sollte sich das Haus Grandlieu schwierig stellen, so giebt es noch viele andere achtungswerthe junge Damen, die ich heirathen kann; überdieß würde es mir auch gar nicht widerwärtig scheinen, wenn ich Junggesell bleiben müßte, und zwar um so weniger, da ich, wie Sie glauben, meine Geliebten so vortheilhaft verkaufen kann."

„Wenn der Herr Abbé Carlos Herrera ...“

„Mein Herr,“ unterbrach Lucien Corentin, „der Abbé Carlos Herrera ist jetzt auf dem Wege nach Spanien; er hat nichts mit meiner Heirath zu thun, noch sonst sich um mich zu kümmern. Dieser Diplomat hat zwar die Güte gehabt, mich lange Zeit mit seinen Rathschlägen zu unterstützen, jetzt aber hat er Sr. Majestät, dem Könige von Spanien, Rechenschaft abzulegen; haben Sie etwas mit ihm zu sprechen, so ersuche ich Sie, den Weg nach Madrid einzuschlagen.“

„Mein Herr,“ sagte Corentin kurz, „Fräulein Clotilde von Grandlieu wird nie Ihre Frau.“

„Desto schlimmer für sie,“ antwortete Lucien und schob Corentin ungeduldig nach der Thür.

„Haben Sie auch ordentlich nachgedacht?“ fragte Corentin kalt.

„Mein Herr, ich kenne weder Sie, noch das Recht, mit welchem Sie sich in meine Angelegenheiten mischen, und es thut mir leid, daß mir um Ihretwillen meine Cigarre ausgegangen,“ sagte Lucien unwillig und warf seine verloschene Cigarre hinweg.

„Leben Sie wohl, mein Herr,“ sagte Corentin, „wir werden uns nicht wieder sehen! ... allein es wird der Augenblick kommen, wo Sie die Hälfte Ihres Vermögens darum geben würden, mich auf der Treppe zurückgerufen zu haben.“

Als Antwort auf diese Drohung machte der Abbé mit seiner Hand die Bewegung des Kopfab.

Vierter Theil.

Herzensleiden eines Millionairs.

1. Eine Musik, welche alte Leute bisweilen in der italienischen Oper hören.

Wenn von den wenigen Lesern, die sich mit der moralischen und philosophischen Seite eines Buches befassen, ein einziger fähig wäre, zu glauben, daß der Baron von Nüßingen seine Wünsche befriedigt gesehen habe, so würde derselbe dadurch beweisen, wie schwierig es ist, das Herz eines Mädchens irgend welchen physiologischen Grundsätzen zu unterwerfen. Esther hatte sich entschlossen, den armen Millionair das theuer bezahlen zu lassen, was er seinen „Tag des Triumphes“ nannte. In den ersten Tagen des Februars 1830 war deßhalb die Einweihung des kleinen Palastes noch immer nicht vollzogen.

„Zum Fasching eröffne ich jedoch mein Etablissement!“ sagte Esther vertraut zu ihren Freundinnen, welche das dem Baron wiedersagten.

Jener Ausspruch galt für einen ihrer besten Witze.

Der Baron überließ sich vielen Klagen. Er machte sich äußerst lächerlich und begann seinen vertrauten Freunden seine Trübsal mitzutheilen, während sich ein Anfang von

Unzufriedenheit bei ihm zeigte. Esther setzte dagegen gewissenhaft ihre Rolle fort. Schon hatte sie zwei oder drei kleine Abendgesellschaften bei sich gesehen, aber nur um Lucien den Zutritt in ihre Wohnung zu verschaffen. Lousteau, Rastignac, du Tillet, Bixiou, Nathan, der Graf von Brambourg wurden die Stammgäste des Hauses. Als Schauspielerinnen nahm Esther für das von ihr aufgeführte Stück Tullia, Florentine, Fanny Beaupré und Florine an, zwei Schauspielerinnen und zwei Tänzerinnen, außerdem noch Madame du Valnoble. Es giebt nichts Traurigeres, als das Haus einer Buhlerin ohne das Salz der Nebenbuhlerschaft, das Spiel der Toilette und die Mannichfaltigkeit der Physiognomien.

Binnen sechs Wochen war Esther das geistreichste, das ergötzlichste, das schönste und eleganteste Weib unter allen jenen weiblichen Parias geworden, welche die Klasse der unterhaltenen Weiber bilden. Auf ihren wahren Piedestal gestellt, genoß sie alle Freuden der Eitelkeit, welche die gewöhnlichen Frauenspersonen so sehr anreizen; als ein Mädchen, welches durch einen geheimen Gedanken hoch über seine Kaste gestellt wurde, bewahrte sie jedoch in ihrem Herzen ein Bild von sich selbst, welches sie zu gleicher Zeit erröthen ließ und auf welches sie auch stolz war. Die Stunde ihrer Entsagung war stets ihrem Bewußtsein gegenwärtig, sie lebte gewissermaßen ein doppeltes Leben und bemitleidete ihre Person. Ihre beißenden Witze entsprangen daher aus der innern Stimmung, in der sie durch die tiefe Verachtung erhalten wurde, welche der in der Buhlerin wohnende Engel der Liebe gegen die ehrlose und gehässige Rolle fühlte, welche der Körper in Gegenwart der Seele spielte. Zuschauerin

und handelnde Person, Richter und Angeklagter zu gleicher Zeit, verwirklichte sie die wunderschöne Dichtung der arabischen Mädchen, in denen man fast stets ein erhabenes Wesen antrifft, welches unter einer entwürdigten Hülle verborgen ist, und dessen Vorbild unter dem Namen Nabuchodonosor in dem Buche der Bücher, der Bibel, enthalten ist. Da sie sich das Leben nur bis zu dem Tage der Untreue gestatten wollte, so durfte sie als das Opfer sich wohl ein wenig mit dem Henker ergötzen. Ueberdieß hatte Esther die geheimen und ehrlosen Mittel erfahren, denen der Baron sein gewaltiges Vermögen verdankte, und deßhalb schwanden vollends alle ihre Bedenken. Sie gefiel sich darin, die Rolle der Göttin Ate, der Rachegöttin, nach dem Ausdruck des Abbé zu spielen. Deßwegen war sie bald liebreizend, bald wieder schrecklich hart gegen den Millionair, der nur durch sie lebte. Wenn der Baron eine solche Stufe der Leiden erstiegen hatte, daß es ihm einfiel, Esther zu verlassen, so zog sie ihn durch einen zärtlichen Auftritt wieder zu sich zurück.

Etwa vierzehn Tage vor dem Tage, an welchem endlich nach ihrer Bestimmung die Einweihung Statt finden sollte, befand sie sich in der italienischen Oper in einer Loge, welche der Baron für sie zu ebener Erde belegt hatte, und in der er seine Geliebte so verbergen konnte, daß er sich nicht allen Anwesenden mit ihr zu zeigen brauchte. Jene Loge war nicht weit von der Loge der Frau von Nüßingen.

Esther hatte durch die gewählte Loge den Vortheil erlangt, daß sie die Frau von Serizy bequem sehen konnte, die fast immer von Lucien begleitet wurde. Die arme Buhlerin fühlte sich glücklich, wenn sie an den Dienstagen, Don=

nerstagen und Sonnabenden Lucien neben Frau von Serizy sehen konnte. An jenem Abende, den wir erwähnten, sah Esther, wie Lucien bleich und sorgenvoll um halb zehn Uhr in die Loge der Gräfin trat. Nur für Esther waren die Zeichen eines innern Kummers sichtbar. Ein liebendes Weib versteht sich so gut darauf, das Antlitz des Geliebten zu beurtheilen, wie ein alter Seemann das Aussehen des Meeres zu beurtheilen vermag.

„Mein Gott! was kann ihm widerfahren sein? .... Was fehlt ihm? ... Sollte er nöthig haben, mit jenem höllischen Teufel zu sprechen, der für ihn ein Schutzengel ist und in einem Dachkämmerchen zwischen den Kammern Europa's und Asiens verborgen lebt?“

Der Abbé war dem Angeben nach in sein Vaterland zurückgereist, jedoch nur bis Tours gekommen. Seinen Wagen hatte er den Weg bis Bordeaux fortsetzen lassen, während ein Bedienter seine Rolle in demselben weiter spielte und ihn in einem Gasthause zu Bordeaux erwartete. Als Reisediener war der Abbé dann mit der Post zurückgekehrt und hatte sich insgeheim zu Esther begeben, von deren Hause aus er durch Asien, Europa und Paccard umsichtig seine Unternehmungen leitete, indem er Alles überwachte, besonders aber Peyrade.

Von angstvollen Gedanken ergriffen, hörte Esther kaum die Musik. Leicht kann man daher schließen, daß sie noch weniger den Baron hörte, der zwischen seinen beiden Händen eine Hand seines Engels hielt und ihr das fadeste Zeug vorschwatzte.

„Esther,“ sagte er endlich, ließ ihre Hand los und stieß

dieselbe halb unwillig von sich, „Sie hören gar nicht auf meine Worte!“

„Baron, ich habe jetzt andere Gedanken.“

„Der Teufel!“

„Ja, ja! ... ich bin hier nicht in meinem Boudoir, sondern in der italienischen Oper. Wären Sie nicht eine von jenen Geldkisten, die Huret oder Fichet schmiedet, und durch eine Gewalt-Anstrengung der Natur in einen Menschen umgewandelt, so würden Sie nicht so viel in der Loge eines Mädchens, welches die Musik liebt, plaudern. Ich glaube gern, daß ich gar nicht auf Sie gehört habe! Sie sitzen da neben mir und krabbeln an meinem Kleide, wie ein Maikäfer in einer Schachtel, so daß ich aus Mitleid lachen muß. Sie sagen zu mir: „Sie sind hübsch, Sie sind zum Anbeißen!“ Alter Narr! wenn ich nun antworte: „Sie mißfallen mir heute Abend nicht weniger, als gestern, wir wollen nach Hause gehen.“ Gewiß, an der Art und Weise, wie ich Sie stöhnen sehe, denn wenn ich Sie nicht höre, so fühle ich Sie doch, erkenne ich, daß Sie zu viel gegessen haben und Ihre Verdauung beginnt. Erfahren Sie von mir, denn ich koste Ihnen Geld genug, als daß ich nicht von Zeit zu Zeit für Ihr Geld einen Rath geben sollte, erfahren Sie also von mir, daß Sie nicht gleichgültig und ganze Stunden lang zu Ihrer Geliebten sagen müssen: „Sie sind hübsch ...“ wenn die Verdauung sich so quälen muß, wie bei Ihnen... Es ist zehn Uhr, Sie haben erst um neun Uhr bei du Tillet das Mahl beendigt, Sie haben Millionen und Trüffeln zu verdauen ... schlafen Sie bis morgen um zehn Uhr!“

„Wie grausam Sie sind! ...“ sagte der Baron, der aber die Richtigkeit des erhaltenen Rathes einsah.

„Grausam! ...“ sagte Esther, während sie stets nach Lucien blickte. „Haben Sie nicht Bianchon, Desplain, den alten Haudry zu Rathe gezogen? ... Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen, seit Sie die Morgenröthe Ihres Glücks erblickt haben? ...“

„Wie denn?“

„Wie ein kleiner Mann, der in Flanell eingewickelt ist und alle fünf Minuten von seinem Armstuhle an das Fenster tritt, um zu sehen, ob das Thermometer bis zu dem Punkte gestiegen ist, den der Arzt empfohlen hat. ..“

„Hören Sie, Sie sind undankbar!“

„Undankbar!“ sagte Esther. „Was haben Sie mir denn bis jetzt gegeben? ... viel Kummer. Darf ich denn auf Sie stolz sein, Papa? Sie aber, Sie sind stolz auf mich, denn ich trage Ihre Treffen und Ihre Livree sehr schön. Sie haben meine Schulden bezahlt! ... ich gestehe es ein. Aber Sie haben auch genug Millionen stipitzt ... ach! verziehen Sie den Mund nicht, Sie haben es mir selbst gestanden. Und das ist Ihr schönster Ruhm... Eine Freudendirne und ein Dieb, nichts paßt besser zusammen. Sie haben dem Papagei, der Ihnen gefiel, einen schönen Käfig hergerichtet ... fragen Sie einen brasilianischen Aras, ob er demjenigen Dank weiß, der ihn in einen vergoldeten Bauer gesetzt hat. Blicken Sie mich nicht auf solche Weise an, Sie haben ganz das Ansehen eines Bonzen... Sie zeigen Ihren weißen und rothen Aras dem ganzen Paris. Sie fragen: „Ist noch Jemand in Paris, der einen solchen Papagei besitzt? ... und wie er plaudert! wie passend er seine Worte anbringt! ...

Du Tillet tritt ein und er sagt zu ihm: „Guten Tag, kleiner Spitzbube...“ Sie sind ja glücklich, wie ein Holländer, der eine seltene Tulpe besitzt, wie ein alter Nabob, der in Asien pensionirt ist und von einem Reisenden eine Schweizer-Dose erhält, welche drei Ouvertüren spielt. Sie wollen auch mein Herz noch gewinnen! ... So hören Sie denn, ich will Ihnen die Mittel sagen, wie Sie dasselbe erobern können.“

„Sagen Sie, sagen Sie! ... ich werde Alles für Sie thun ... ich werde Alles für Sie opfern...“

„Seien Sie jung und schön, seien Sie wie Lucien de Rubempré, der eben dort bei Ihrer Frau ist, und Sie werden unentgeltlich das erlangen, was Sie nie mit allen Ihren Millionen erkaufen können.“

„Ich verlasse Sie, denn wahrlich, Sie sind heute Abend ganz abscheulich...“

„Gut! so schlafen Sie wohl,“ antwortete Esther. „Empfehlen Sie aber George, daß er recht viele Kissen unter Ihr Haupt lege und das Bett möglichst abschüssig mache, denn Sie sehen mir gerade so aus, als drohte Ihnen ein Schlagfluß... Mein Lieber, Sie sollen wenigstens nicht sagen, daß ich keinen Antheil an Ihrer Gesundheit nähme...“

Der Baron war aufgestanden und hielt den Thürdrücker in der Hand.

„Hierher, Nüßingen!...“ sagte Esther, indem sie ihn zurückrief.

Der Baron kehrte mit der Demuth eines Hundes zurück.

„Wollen Sie mich gütig sehen, so trinken Sie heute Abend ein paar Gläser Zuckerwasser in meiner Wohnung, dickes Ungeheuer!...“

„Sie brechen mir das Herz...“

„Gehen Sie zu Lucien und sagen Sie ihm, daß ich ihn zu unserm Feste einlade und mich darauf verlasse, daß er nicht fehlen werde. Wenn Ihnen dieses kleine Geschäft gelingt, so werde ich Dir, mein dicker Friedrich, auf eine solche Weise sagen, daß ich Dich liebe, daß Du daran glauben sollst. . ."

„Sind Sie eine Zauberin . . ." sagte der Baron und küßte Esthers Handschuh. „Gern will ich eine ganze Stunde lang Beleidigungen anhören, wenn dieselben nur jedes Mal mit einer Liebkosung endigen. . ."

„Nun, gehorchen Sie nicht, so . . ." sagte sie und drohte dem Baron mit dem Finger, wie man den Kindern droht.

„Mein Gott! was fehlt denn Lucien?" fragte sie sich, als sie allein war, und vermochte nicht mehr, ihre Thränen zurückzuhalten, „er ist noch nie so traurig gewesen!"

Wir werden jetzt erfahren, was Lucien begegnet war.

---

2. Was man an der Schwelle einer Thür Alles leiden kann.

Um neun Uhr Abends war Lucien, wie er es täglich zu thun pflegte, in seinem Coupé nach dem Hotel Grandlieu gefahren. Er hatte sein Reitpferd und sein Kabrioletpferd für seine Ausflüge bei Tage beibehalten, dagegen für die Winterabende ein Coupé gewählt, und zwar eins der prachtvollsten, welches von köstlichen Pferden gezogen wurde. Seit einem Monate schien sein Glück zu blühen, er hatte drei Mal in dem Hotel Grandlieu zu Mittag gespeist und der Herzog war ungemein freundlich gegen ihn. Seine Omnibus-Actien, welche er zu dreihunderttausend Franken verkaufte, hatten ihm erlaubt, abermals ein Drittheil auf den Kaufschilling seiner Besitzung abzuzahlen. Clotilde von Grandlieu, welche sich jetzt immer köstlich kleidete, sprühte Feuer aus ihren Augen, wenn er in den Salon trat und bekannte offen ihre Liebe gegen ihn. Einige ziemlich hochgestellte Personen sprachen von der Verheirathung Luciens mit Fräulein von Grandlieu wie von einer ausgemachten Sache. Der Herzog von Chaulieu, ehemaliger Gesandter in Spanien und für kurze Zeit Minister der auswärtigen Angelegen-

heiten, hatte der Herzogin von Grandlieu versprochen, daß er den König um den Titel eines Marquis für Lucien bitten werde.

Auch an dem heutigen Abende hatte sich Lucien, nachdem er bei Frau von Serizy gespeist hatte, nach der Rue de la Chaussée d'Antin begeben, um seinen täglichen Besuch in der Vorstadt Saint-Germain abzustatten. Er kommt an, sein Kutscher klatscht an der Thür, diese öffnet sich und der Wagen hält an der Freitreppe. Lucien steigt aus dem Wagen und sieht noch vier andere Kutschen auf dem Hofe. Einer der Bedienten öffnet die Thür des Peristyl, schließt dieselbe aber auch sogleich wieder, als er Herrn von Rubempré sieht, nähert sich, tritt auf die Freitreppe hinaus und stellt sich auf, wie ein Soldat, der auf seinen Posten tritt.

„Seine Herrlichkeit ist nicht zu Hause," sagte er.

„Aber die Frau Herzogin empfängt Besuch," bemerkt Lucien gegen den Diener.

„Die Frau Herzogin ist ausgefahren," antwortet der Bediente ernst.

„Fräulein Clotilde . . ."

„Ich glaube nicht, daß Fräulein Clotilde in der Abwesenheit der Frau Herzogin Gäste empfangen wird. . ."

„Es ist doch Besuch da . . ." versetzt Lucien, wie von einem Blitz niedergeschmettert.

„Das kann ich nicht sagen," antwortet der Bediente, indem er sich zu gleicher Zeit dumm und demüthig stellt.

Es giebt nichts Schrecklicheres, als die Etiquette in den Händen derer, welche dieselbe als das furchtbarste Gesetz der Gesellschaft zulassen. Lucien errieth den Sinn dieses für ihn so demüthigenden Auftrittes: der Herzog und die

Herzogin wollten ihn nicht empfangen. Er fühlte, wie sein Rückenmark durch alle Wirbel seiner Rückensäule erstarrte und einige kalte Schweißtropfen traten vor seine Stirn.

Diese Zwiesprache hatte in Gegenwart seines eigenen Kammerdieners Statt gefunden, der seine Hand an den Kutschenschlag hielt und nicht wußte, ob er denselben auflassen oder schließen sollte; Lucien gab ihm ein Zeichen, daß er wieder abfahren wollte; als er aber einstieg, hörte er mehrere Tritte die Treppe herabkommen und ein Bediente rief kurz nach einander: „Die Kutsche des Herrn Herzogs von Chaulieu. — Die Kutsche der Frau Vicomtesse von Grandlieu!“

Lucien rief seinem Bedienten zu:

„Schnell in die italienische Oper! ...“

Ungeachtet seiner Eile konnte der unglückliche Dandy den Herzog von Chaulieu und dessen Sohn, den Herzog von Rhetoré nicht vermeiden, mit denen er einige Begrüßungen wechseln mußte, ohne daß er von ihnen angeredet wurde. Eine große Katastrophe bei Hofe, der Fall eines gefürchteten Günstlings wird oft an der Thür eines Kabinets durch das Wort eines Thürstehers angekündigt und vollbracht.

„Wie soll ich es möglich machen, meinem Rathgeber sofort dieses Unglück mitzutheilen?“ dachte Lucien. „Was ist vorgegangen? ...“

Er verlor sich in Muthmaßungen.

An demselben Tage, um elf Uhr Morgens, war der Herzog von Grandlieu in den kleinen Salon getreten, in welchem die Familie das Frühstück einnahm. Er hatte Clotilde umarmt und dann zu ihr gesagt:

„Mein Kind, bis Du einen neuen Befehl erhältst, bekümmere Dich nicht um den Herrn von Rubempré."

Dann nahm er die Herzogin bei der Hand und führte sie an ein Fenster, wo er mit leiser Stimme einige Worte zu ihr sagte. Clotilde beobachtete ihre Mutter und wurde bleich vor Schrecken, als sie sah, daß dieselbe eine lebhafte Ueberraschung äußere.

„Jean," sagte der Herzog dann zu einem seiner Bedienten, „nimm dieses Briefchen und trage es zu dem Herrn Herzog von Chaulieu, bitte ihn aber, daß er Dir eine bestimmte Antwort gebe: Ja oder Nein. Ich lade ihn auf heute bei uns zu Tische ein," sagte er zu seiner Frau.

Das Frühstück war sehr langweilig; die Herzogin schien nachzudenken, der Herzog glich einem Manne, der mit sich selbst zerfallen ist, und Clotilde hatte viel Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Die andern Töchter waren ebenfalls erstaunt und blickten einander fragend an. Nach dem Frühstück nahm die Herzogin ihre Tochter Clotilde mit in ihr Zimmer.

„Mein Kind, Dein Vater hat Recht, gehorche ihm," sagte sie mit gerührter Stimme zu ihr. „Mir ist es nicht möglich, Dir zu sagen: „Denke nicht an Lucien!" wie Dein Vater sagt. Ich begreife Deinen Schmerz."

Clotilde küßte die Hand ihrer Mutter.

„Ich sage dagegen zu Dir, mein Engel: „Warte, ohne einen einzigen Schritt zu thun, dulde schweigend, weil Du ihn liebst, und vertraue auf die Fürsorge Deiner Eltern!" Große Damen, mein Kind, sind deßwegen groß, weil sie unter allen Umständen auf edle Weise ihre Pflicht zu thun wissen."

„Worum handelt es sich denn? ...“ fragte Clotilde, welche so bleich wie eine Lilie geworden war.

„Um Dinge, welche zu wichtig sind, als daß ich mit Dir von denselben sprechen könnte, mein Herz,“ antwortete die Herzogin; „sind die Nachrichten falsch, so würden Deine Gedanken unnöthiger Weise dadurch beschmutzt; sind sie aber wahr, so ist es ebenfalls besser, Du erfährst sie gar nicht!“

Um sechs Uhr kam der Herzog von Chaulieu in das Kabinet des Herzogs von Grandlieu, der bereits auf ihn wartete.

„Sag einmal, Henri ...“

Die beiden Herzoge duzten sich und nannten sich bei ihren Vornamen. Es ist das eine von jenen Nuançen, die man erfunden hat, um den Grad der Vertraulichkeit bemerklich zu machen, den Andrang der französischen Gleichheit abzuwehren und die Eigenliebe manches Menschen zu demüthigen.

„Sag einmal, Henri, ich befinde mich in einer so großen Verlegenheit, daß ich nur zu dem Rathe eines alten Freundes meine Zuflucht nehmen kann, der so, wie Du, mit der Welt bekannt ist. Meine Tochter Clotilde liebt, wie Du weißt, den kleinen Rubempré, so daß ich gewissermaßen gezwungen gewesen bin, in ihre Verheirathung mit ihm einzuwilligen. Ich bin immer gegen diese Verbindung gewesen, allein Frau von Grandlieu hat sich gegen Clotildens Liebe zu nachsichtig gezeigt. Als der Bursche seine Besitzung wieder gekauft und drei Viertheile des Kaufschillings abgetragen hatte, konnte ich meiner Seits auch keine Einwendungen mehr machen. Nun habe ich gestern Abend diesen anonymen Brief erhalten, in welchem man mich versichert, daß der

Reichthum des jungen Menschen aus keiner reinen Quelle herrühre und er uns belüge, wenn er vorgäbe, von seiner Schwester die zu seinem Ankauf nöthige Summe geschenkt erhalten zu haben. Man beschwört mich im Namen des Glücks meiner Tochter, im Namen des Ansehens meiner Familie, weitere Erkundigungen einzuziehen, indem man mir zugleich die Mittel angiebt, wie ich Licht erhalten kann. Ich schenke freilich solchen Briefen, deren Verfasser sich nicht zu nennen wagen, keinen besondern Glauben ... aber lies selbst ...“

„Ich theile Deine Ansicht über anonyme Briefe, mein lieber Ferdinand,“ sagte der Herzog von Chaulieu; „wenn man aber auch dieselben verachtet, so muß man sich ihrer dennoch bedienen. Es geht mit solchen Briefen gerade eben so, wie mit Spionen. Verschließ dem jungen Menschen Deine Thür und wir wollen indeß weitere Erkundigungen einziehen... Ei! da fällt mir etwas ein. Dein Anwalt ist Derville, ein Mann, auf den wir alles Zutrauen setzen können, der die Geheimnisse vieler Familien kennt und auch dieses erfahren mag. Er ist ein rechtschaffener Mann, ein Mann von Verstand, ein Mann von Ehre, er ist schlau, verschlagen, aber nur in seinen Geschäften; Du darfst ihn nur so weit benutzen, wie es nöthig ist, um eine glaubhafte Nachricht zu erhalten. Wir haben im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten einen Mann, der Staatsgeheimnisse mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu erforschen versteht, und den wir daher oft zu geheimen Sendungen benutzen. Benachrichtige Derville, daß er bei dieser Angelegenheit einen Adjutanten haben werde. Unser Spion ist ein Herr, welcher sich mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt

zeigen und das Ansehen eines Diplomaten haben wird. Dieser Spaßvogel wird der Jäger sein und Derville ganz einfach die Jagd unterstützen. Dein Anwalt wird Dir dann sagen, ob der Berg eine Maus geboren hat oder ob Du mit dem kleinen Rubempré brechen mußt. Binnen acht Tagen wirst Du wissen, woran Du Dich zu halten hast."

„Der junge Mann ist noch nicht genug Marquis, als daß er es übel nehmen sollte, wenn er mich acht Tage lang nicht zu Hause antrifft," sagte der Herzog von Grandlieu.

„Am wenigsten wird er es übel nehmen, wenn Du ihm Deine Tochter giebst," sagte der alte Minister. „Wenn der anonyme Brief recht hat, so hast Du auch weiter nichts zu besorgen. Meine Schwiegertochter Madeleine will eine Reise nach Italien machen, und Du kannst ihr dann Deine Tochter Clotilde mitgeben..."

„Du ziehst mich aus der Verlegenheit," sagte der Herzog von Grandlieu, „doch weiß ich noch nicht, ob ich Dir danken muß..."

„Erwarten wir den Ausgang."

„Wie heißt aber jener Herr?" fragte der Herzog von Grandlieu. „Wir müßten ihn bei Derville anmelden... sende ihn morgen um vier Uhr zu mir, Derville wird dann auch bei mir sein, und Beide können sich mit einander bekannt machen."

„Der wahre Name jenes Mannes ist, wenn ich nicht irre, Corentin," sagte der ehemalige Minister, „doch hast Du diesen Namen nicht gehört. Er wird sich bei Dir in seinem ministeriellen Namen anmelden lassen. Er läßt sich Herr von Saint und so weiter, vielleicht Saint-Yves, Sainte-

Valère oder sonst wie nennen; Du kannst Dich ganz auf ihn verlassen: Ludwig XVIII. vertraute ihm unbedingt.“

Nach dieser Zwiesprache hatten sich die beiden Herzöge in den Salon begeben.

Noch vor Tische empfing der Haushofmeister den Befehl, Herrn von Rubempré die Thür verschließen zu lassen, was auch wirklich geschehen war.

---

3. In den Logen.

Lucien erging sich wie ein Trunkener in dem Foyer der italienischen Oper. Er glaubte sich schon das Gespräch von ganz Paris. Er hatte in dem Herzog von Rhetoré einen jener unerbittlichen Feinde, denen man zulächeln muß, ohne sich an ihnen rächen zu können, weil ihre Angriffe in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Welt stehen. Nun kannte aber der Herzog von Rhetoré den Auftritt, welcher auf der Freitreppe des Hotel Grandlieu Statt gefunden hatte. Lucien, welcher die Nothwendigkeit fühlte, seinen jetzt wirklichen geheimen Rath von seinem Unglück zu benachrichtigen, befürchtete dennoch eine Unvorsichtigkeit zu begehen, wenn er geradezu in Esthers Loge gehe, weil vielleicht noch Jemand bei derselben sein konnte. Er vergaß endlich völlig, daß Esther zugegen sei, so sehr verwirrten sich seine Gedanken.

Inmitten seiner Verlegenheit mußte er mit Rastignac sprechen, der die Neuigkeit noch nicht kannte und ihm daher zu seiner bevorstehenden Verheirathung Glück wünschte.

In diesem Augenblick trat Nüßingen freundlich zu Lucien und sagte zu ihm:

„Wollen Sie mir die Freude gewähren, zu Madame de Champy zu kommen, da dieselbe Sie selbst zu der bevorstehenden Einweihung ihres kleinen Palastes einladen will?“

„Sehr gern, Baron!“ antwortete Lucien, dem der Geldmann wie ein rettender Engel erschien.

„Verlassen Sie uns,“ sagte Esther zu Herrn von Nüßingen, als sie denselben mit Lucien eintreten sah, „machen Sie der Madame du Valnoble meinen Gruß, welche ich dort in einer Loge dritten Ranges mit ihrem Nabob sehe... Es wachsen ungemein viele Nabobs in Indien,“ fuhr sie mit einem Blick des Einverständnisses zu Lucien gewandt fort.

„Und jener gleicht dem Ihrigen fast auf ein Haar,“ sagte Lucien lächelnd.

„Und,“ fuhr Esther fort, während sie Lucien mit einem zweiten Zeichen des Einverständnisses antwortete, „führen Sie Valnoble mit ihrem Nabob zu mir; er hat große Lust, Ihre Bekanntschaft zu machen und soll gewaltig reich sein.“

„Was fehlt Dir, mein Lucien? ...“ sagte sie dann ihrem Freunde in das Ohr, als sich die Thür der Loge hinter dem Baron geschlossen hatte, und berührte ihn fast mit ihren Lippen.

„Ich bin verloren!“

Esther wurde blaß.

„Man hat mir unter dem Vorwande, daß Niemand zu Hause sei, den Eintritt in das Hotel Grandlieu verweigert, und doch war der Herzog mit der Herzogin zu Hause, und vier Kutschen standen auf dem Hofe...“

„Wie, sollte die Heirath fehlschlagen!“ sagte Esther mit aufgeregter Stimme.

Sie glaubte in das Paradies zu sehen.

„Ich weiß noch nicht, was gegen mich im Werke ist...“

„Mein Lucien,“ antwortete sie ihm mit schmeichelnder Stimme, „warum wolltest Du Dich grämen? Du wirst Dich später noch weit schöner verheirathen können ... und ich werde Dir zwei Besitzungen erwerben...“

„Laß mich heute Abend bei Dir speisen, damit ich insgeheim mit ihm sprechen kann, besonders aber lade den falschen Engländer und die Valnoble ein. Dieser Nabob hat mein Unglück veranlaßt, er ist unser Feind, aber wir werden ihn in unsere Hände bekommen und ...“

Lucien sprach nicht weiter, gab aber durch einen Blick seine Verzweiflung zu erkennen.

„Nun! was giebt es denn?“ fragte das arme Mädchen, das auf glühenden Kohlen zu stehen glaubte.

„O! Frau von Serizy sieht mich!“ sagte Lucien, „und um das Unglück voll zu machen, auch der Herzog von Rhetoré, einer der Zeugen meiner Ungnade; er ist bei ihr.“

In der That erfreute sich der Herzog von Rhetoré in diesem Augenblick an den Schmerzen der Gräfin von Serizy.

„Sie erlauben es Lucien, sich in der Loge des Fräulein Esther zu zeigen,“ sagte er zu ihr und deutete auf die Loge und auf Lucien. „Sie nehmen so viel Antheil an ihm und sollten ihm daher sagen, daß sich so etwas nicht schickt; man kann des Abends bei ihr speisen, man kann sogar ... aber, in der That, nun wundere ich mich nicht mehr, weßhalb die Familie von Grandlieu so kalt gegen ihn ist... Ich habe es eben erst gesehen, wie ihm die Thür geschlossen und er auf der Freitreppe abgewiesen wurde..“

Frau von Sericy richtete ihre Lorgnette auf Esthers Loge.

„Solche Mädchen sind sehr gefährliche Geschöpfe," sagte sie.

„Ja," sagte der Herzog, „sowohl hinsichtlich dessen, was sie können, als hinsichtlich dessen, was sie wollen. . ."

„Sie werden ihn zu Grunde richten!" sagte Frau von Serizy, „denn sie sind, wie man mir gesagt hat, eben so theuer, wenn man sie nicht bezahlt, als wenn sie einen zu Grunde richten."

„Für ihn nicht . . ." antwortete der junge Herzog und stellte sich erstaunt. „Sie kosten ihm so wenig Geld, daß sie ihm vielmehr welches geben würden, sie laufen ihm Alle nach."

Um den Mund der Gräfin spielte eine kleine Nervenbewegung, die aber nicht wohl für ein Lächeln gehalten werden konnte.

„Komm um zwölf Uhr bei mir zum Abendessen," sagte Esther. „Bring' auch Blondet und Rastignac mit. Dann haben wir doch wenigstens zwei unterhaltende Personen und sind unser nicht mehr als neun."

„Du müßtest einen Vorwand erdenken, um Europa von dem Baron rufen lassen zu können, und ihr dann sagen, was mir begegnet ist, damit er unterrichtet ist, bevor wir den Nabob in seine Falle führen."

„Es soll geschehen," sagte Esther.

So war denn also die Hoffnung da, Peyrade, ohne daß es derselbe wußte, mit seinem Gegner unter einem Dache zu vereinigen. Der Tiger sollte in die Höhle des Löwen kommen, und zwar des von seinen Wächtern begleiteten Löwen.

Als Lucien in die Loge der Frau von Serizy zurück-

kehrte, wandte sich diese nicht nach ihm um, lächelte ihm nicht entgegen und nahm auch ihr Kleid nicht zusammen, um ihm Platz an ihrer Seite zu machen; sie stellte sich vielmehr, als bemerke sie den Eintretenden gar nicht und fuhr fort, mit ihrer Lorgnette das Schauspielhaus zu überschauen; Lucien bemerkte aber ein Zittern der Hände und erkannte, daß die Gräfin die Beute einer jener grausamen Aufregungen sei, durch welche ein unerlaubtes Glück gebüßt wird. Dennoch begab er sich nach dem Vorderrande der Loge, trat in eine Ecke und ließ zwischen sich und der Gräfin einen kleinen leeren Raum; er stützte sich mit seinem rechten Ellenbogen auf die Brüstung der Loge und legte sein Kinn in die Hand; dann richtete er sich etwas seitwärts und schien eine Anrede zu erwarten. Der Act war bis zur Mitte durchgespielt, allein die Gräfin hatte noch kein Wort zu ihm gesagt, hatte ihn noch nicht einmal angesehen.

„Ich weiß nicht, warum Sie hier sind," sagte sie zu ihm; „Ihr Platz ist in der Loge des Fräulein Esther. . ."

„Ich werde zu ihr zurückkehren," sagte Lucien und entfernte sich, ohne einen Blick auf die Gräfin zu werfen.

„Ach! meine Liebe," sagte Madame du Valnoble, als sie mit Peyrade, den der Baron von Nüßingen nicht erkannte, in Esthers Loge trat, „es macht mir ungemeine Freude, Dir Herrn Samuel Johnson vorstellen zu können; er ist ein Bewunderer der Talente des Herrn von Nüßingen."

„Wirklich, mein Herr?" fragte Esther und lächelte Peyrade zu.

„O yes, sähr!" sagte Peyrade.

„Ei! Baron, sehen Sie, der radebrecht das Französische eben so, wie Sie," sagte Esther zu dem Baron, welcher

das Französische noch immer sehr ungeschickt sprach, obgleich er schon seit vielen Jahrzehenden in Frankreich war. „Das wird uns viele Freude machen, wenn Sie über die Geldgeschäfte mit einander sprechen. Wissen Sie auch, Herr Nabob, wes ich dafür von Ihnen verlange, daß ich Sie mit meinem Baron bekannt mache? . . .“

„O! . . . ick . . . danken Ihn. Sie stell mich dem Sir Bäronet vor. . .“

„Ja,“ antwortete sie. „Sie müssen mir die Freude machen, heute bei mir zu Abend zu speisen. . . Es giebt kein stärkeres Bindemittel, als den Champagner, um zwei Männer mit einander zu vereinigen, er besiegelt alle Geschäfte. Kommen Sie heute Abend, Sie werden angenehme Gesellschaft finden! Was Dich aber betrifft, mein kleiner Friedrich,“ sagte sie dem Baron in das Ohr, „so fahre schnell in die Rue Saint-George und bring' mir Europa her, ich habe noch zwei Worte wegen des Abendessens mit ihr zu sprechen. . . Lucien kommt auch und wird noch zwei geistreiche Männer mitbringen. Dann wollen wir den Engländer die Waffen strecken lassen!“ sagte sie der Madame du Valnoble in das Ohr.

Peyrade und der Baron ließen die beiden Frauen allein.

---

4. Die Unannehmlichkeiten der Freude.

„Ach! meine Liebe, wenn Du je diesen ehrlosen Menschen die Waffen strecken lassen könntest, so würde ich gestehen, daß Du viel Geist hättest,“ sagte du Valnoble.

„Wenn das unmöglich wäre, so würdest Du ihn mir auf acht Tage borgen . . .“ antwortete Esther lachend.

„Nein, Du behieltest ihn nicht einen halben Tag,“ erwiederte Madame du Valnoble; „ich esse ein zu hartes Brot, meine Zähne zerbrechen an demselben. In meinem Leben wird es mir nicht wieder einfallen, einen Engländer beglücken zu wollen. . . Das sind Alles kalte Egoisten, Schweine in Menschenkleidung. . .“

„Wie, nimmt er denn gar keine Rücksichten?...“ fragte Esther lächelnd.

„Im Gegentheil! meine Liebe, dies Ungeheuer hat noch nie Du zu mir gesagt.“

„In keiner Lage? . . .“ fragte Esther.

„Der Elende nennt mich stets Madame und behauptet die größte Kaltblütigkeit von der Welt, selbst in den Augenblicken, wo alle Männer mehr oder weniger zärtlich sind. . .

Er betrachtet die Liebe als etwas eben so Menschliches und Gleichgültiges, wie das Bartabnehmen, und verfährt bei der Liebe eben so, wie beim Bartabnehmen: er wischt seine Messer ab, steckt sie in das Futteral, besieht sich im Spiegel und scheint sich dabei zu trösten: „ich habe mich nicht geschnitten.“ Dann behandelt er mich mit einer Hochachtung, daß man darüber wahnsinnig werden möchte. Dieser abscheuliche Mylord belustigt sich sogar daran, den armen Theodore verstecken und halbe Tage lang in meinem Toilette-Kabinet warten zu lassen! Mit einem Worte, er sucht mir in jeder Hinsicht entgegen zu handeln. Er ist geizig ... wie Gigonnet! Er nimmt mich zu einem Mittagsmahle mit, bezahlt aber nicht einmal die Kutsche, welche mich nach Hause zurückbringt, wenn ich zufällig die meinige nicht bestellt habe.“

„Nun!“ sagte Esther, „was giebt er Dir für Deine Dienste? ...“

„Gar nichts, meine Liebe! er zahlt mir Alles in Allem monatlich fünfhundert Franken und sorgt außerdem noch für die Miethkutsche, welche er mir gegeben hat. Was will das sagen, meine Liebe? ... Was die Kutsche betrifft, welche er zu meiner Verfügung gestellt hat, so ist es eine solche Kutsche, wie sie von den Krämern am Tage der Hochzeit gemiethet wird, um nach der Mairie, in die Kirche oder nach dem Cadran-Bleu zu fahren... Er quält mich mit seiner Hochachtung. Wenn ich es wage, nervenschwach oder übelgelaunt zu sein, so kümmert er sich darum gar nicht, sondern sagt zu mir: „Ick wollen, daß Alles nach Mylady's Wünsen gehen, denn kein Gentlemann verlangen werden von à jung Dame, daß sein immer Herrn zu Willen!...

Ick sein Mitglied der Society von Mäßigkeit and anti-slavery.“ Und der Bursche bleibt kalt, trocken und bleich, und macht mir auf solche Weise begreiflich, daß er gegen mich dieselbe Achtung hat, wie gegen einen Neger, daß er mir nicht etwa darum meinen Willen läßt, weil ich ihm am Herzen liege, sondern lediglich, weil er gegen die Sklaverei ist.“

„Es ist unmöglich, sich einen ehrlosern Mann zu denken, als den, welchen Du schilderst,“ sagte Esther; „allein ich würde ihn doch zu Grunde richten, diesen Chinesen! ...“

„Den zu Grunde richten! ...“ sagte Madame du Valnoble, „dazu wäre erst nöthig, daß er mich liebte! ... Du selbst würdest ihm nicht zwei Heller ablocken. Er würde Dir mit vielem Ernste zuhören und Dir dann mit jener britannischen Förmlichkeit, welche das Abscheulichste ist, was man sich denken kann, sagen: daß er Dich theuer genug bezahle „für die kleine Sachen, was is die Liebe in sein armes Dasein.“ “

„Man sollte solche Männer antreffen können! ...“ rief Esther aus.

„Ach! meine Liebe, Du hast Glück gehabt! ... Halte ja Deinen Nüßingen fest!“

„Aber er hat eine Idee, Dein Nabob!“

„So sagt mir Adele,“ antwortete Madame du Valnoble.

„Vielleicht, meine Liebe, hat der Mann eine Wette gemacht, daß er sich seiner Geliebten verhaßt machen und binnen einer gewissen Zeit von Dir fortgeschickt werden wolle,“ sagte Esther.

„Oder er will Geschäfte mit Nüßingen machen und ha

mich nur darum gewählt, weil er weiß, daß ich mit Dir bekannt bin; das ist auch Adele's Meinung," antwortete Madame du Valnoble. „Deßwegen stelle ich ihn heute Abend Dir vor. Ei! wenn ich seine Pläne durchschauen könnte, wie wollte ich mich mit Dir und mit Nüßingen verständigen!"

„Wirst Du nicht bisweilen böse?" fragte Esther; „hältst Du ihm nicht von Zeit zu Zeit seine Abscheulichkeit vor?"

„Das könntest Du wohl versuchen, denn Du bist dazu gewandt genug ... aber dennoch würde er Dich ungeachtet Deiner Liebenswürdigkeit mit seinem eiskalten Lächeln bald zum Schweigen bringen. Er würde Dir antworten: „Ick sein anti-slavery und Sie sein frei..." Du könntest ihm die lustigsten Dinge von der Welt erzählen, und er würde Dich gleichgültig anblicken und weiter nichts sagen, als Very good! Du würdest bald bemerken, daß Du in seinen Augen weiter nichts wärest, als ein Polychinell."

„Dann wird man zornig!..."

„Auch damit wäre nichts gewonnen! Das wäre nur ein Schauspiel für ihn. Man könnte ihn unter der linken Brust operiren und er würde keinen Schmerz zu erkennen geben; seine Eingeweide scheinen von Gußeisen zu sein. Das habe ich ihm auch gesagt. Er antwortete mir darauf: „Ick sähr sufrieden sein mit dieses physickel Dispositschen ..." und blieb dabei immer höflich. Meine Liebe, sein Herz muß Handschuhe anhaben. Nur noch einige Tage halte ich dieses Märtyrerthum aus, um meine Neugierde zu befriedigen. Wäre das nicht, so hätte ich den Mylord schon aus dem Wege räumen lassen durch Albert, der seines Gleichen in

der Führung des Degens nicht hat; es bleibt mir weiter nichts übrig...“

„Das wollte ich Dir schon sagen,“ versetzte Esther; „zuvor solltest Du Dich aber erkundigen, ob er sich auf das Boxen versteht, denn diese alten Engländer haben sämmtlich eine gewisse Bosheit, meine Liebe.“

„Dieser hier hat seines Gleichen nicht! ... Wenn Du ihn bei mir eintreten sähest und auf seine ehrerbietige Weise mich fragen hörtest, was für Befehle ich ihm zu geben habe, so würdest Du meinen, ich würde von ihm angebetet, und doch kann es kein Weib geben, welches so wenig angebetet wird...“

„Dennoch wirst Du beneidet, meine Liebe!“ sagte Esther.

„Ach! ...“ versetzte Madame du Valnoble, „wir lernen es Alle mehr oder weniger in unserm Leben kennen, wie wenig man Rücksicht auf uns nimmt; so grausam, so tief und so vollkommen bin ich aber noch nie durch die Rohheit verachtet worden, wie durch die Hochachtung dieses plumpen Menschen, der obendrein stets halb benebelt ist. Ist er zu trunken, so entfernt er sich, „um nick displeschent zu sein,“ wie er zu Adele gesagt hat, und weil man „nick zwei Erren zukleich Seit diene kann,“ nämlich der Geliebten und dem Weine. Er mißbraucht meinen Fiacker und benutzt denselben häufiger, als ich... O! wenn wir ihn heute Abend unter den Tisch bringen könnten ... aber der trinkt zehn Flaschen und ist kaum erst benebelt; der sieht noch mit hellen Augen, wenn auch seine Blicke vom Wein umschleiert sind.“

„Er ist also mit jenen Fenstern zu vergleichen, die von außen schmutzig sind und durch die man von innen dennoch sehen kann, was draußen vorgeht,“ sagte Esther. „Ich habe

schon mehrere solche Menschen kennen gelernt. Du Tillet besitzt diese Eigenschaften im höchsten Grade."

„Versuche doch, du Tillet zu dem Abendessen zu ziehen; vielleicht kann derselbe, mit Nüßingen in Verbindung, ihn in irgend eine Spekulation verwickeln und mich auf solche Weise rächen! ... Wenn du Tillet und Nüßingen vereint auf ihn losziehen, so muß er an den Bettelstab kommen! Ach! meine Liebe, mit einem solchen Quäker zusammen zu gerathen, nachdem man mit dem armen Falleix gelebt hat, der ein so guter Junge war! ..."

„Aber Dich doch ohne einen Pfennig zurückgelassen hat!"

Europa, welche vom Herrn von Nüßingen herbeigeholt war, streckte jetzt ihr Natternköpfchen durch die Thür herein; nachdem sie einige Worte gehört hatte, welche ihre Herrin ihr in das Ohr sagte, verschwand sie wieder.

---

5. Die Schlangen verschlingen sich.

Um halb zwölf Uhr hielten fünf Kutschen in der Rue Saint-George vor der Thür der berühmten Buhlerin: in der ersten Kutsche saß Lucien mit Rastignac, Blondet und Bixiou; in der zweiten du Tillet; in der dritten der Baron von Nüßingen; in der vierten der Nabob, und in der fünften Florine, welche von du Tillet abgeholt war. Die dreifache Verschließung der Fenster wurde hinter den Falten der prachtvollen chinesischen Vorhänge versteckt. Das Abendessen sollte um ein Uhr aufgetragen werden, die Kerzen verbreiteten Tageshelle, der kleine Salon und der Speisesaal erglänzten in ihrer ganzen Pracht. Man versprach sich eine von jenen Nächten der Ausschweifung, denen nur die anwesenden drei Frauen und die genannten Männer zu widerstehen vermochten. Zunächst setzte man sich an den Spieltisch, denn man mußte fast bis zwei Uhr auf das Essen warten.

„Spielen Sie, Mylord? . . .“ sagte du Tillet zu Peyrade.

„Ick aben kespült mit O'Connell, Pitt, Fox, Canning, Lord Brougham, Lord ..."

„Sagen Sie doch gleich nach der Reihe alle Lords von England her," sagte Bixiou zu ihm.

„Lord Fitz-William, Lord Ellenborough, Lord Hertford, Lord ..."

Bixiou beugte sich und schaute nach Peyrade's Schuhen.

„Was suchst Du? ..." fragte ihn Blondet.

„Jedenfalls die Feder, welche man drücken muß, um die Maschine zum Stillstand zu bringen!" sagte Florine.

„Spielen Sie den Einsatz zu zwanzig Franken? ..." sagte Lucien.

„Ick spülen so hoch, wie Sie werden wollen verlieren. . ."

„Er kann sich trefflich verstellen," sagte Esther zu Lucien, „sie halten ihn Alle für einen Engländer! ..."

Du Tillet, Nüßingen, Peyrade und Rastignac setzten sich an den Whist-Tisch. Florine, Madame du Valnoble, Esther, Blondet, Bixiou blieben beim Kamine stehen und plauderten. Lucien blätterte indeß ein prachtvolles Werk mit Kupferstichen durch.

„Madame, es ist angerichtet," sagte Paccard in einer köstlichen Haltung.

Peyrade wurde so gesetzt, daß er zur Rechten Florine und zur Linken Bixiou hatte, welchem letztern Esther aufgetragen hatte, den Nabob über das Maß trinken zu lassen. Bixiou besaß die Gabe, ungeheuer trinken zu können. Peyrade hatte noch nie in seinem Leben einen solchen Glanz gesehen, nie eine solche Küche gekostet, und nie so hübsche Weiber um sich gehabt.

„Ich werde heute Abend für die tausend Thaler schadlos gehalten, welche mich die Valnoble bereits kostet,“ dachte er, „und überdieß habe ich ihnen noch tausend Franken abgewonnen.“

„Sehen Sie, hier können Sie sich ein Beispiel nehmen!“ rief Madame du Valnoble ihm zu, indem sie ihn mit einer Handbewegung auf die Pracht des Speisesaales aufmerksam machte.

Esther hatte Lucien an ihre Seite gesetzt und hielt einen seiner Füße zwischen ihren Füßen.

„Verstehen Sie?“ fuhr du Valnoble fort, da sich Peyrade kurzsichtig stellte, „ein solches Haus sollten Sie mir einrichten! Wenn man mit Millionen von Indien zurückkehrt und Geschäfte mit Nüßingen machen will, so muß man sich auch mit unsern Pariser Banquiers auf gleichen Fuß setzen.“

„Ick sein von die society of temperance. . .“

„Sie trinken aber dennoch recht wacker,“ sagte Bixiou, „das haben Sie gewiß in dem heißen Indien gelernt, mein Oheim!“

Bixiou machte sich einen Scherz daraus, daß er Peyrade über Tische wie einen aus Indien zurückgekehrten Oheim behandelte.

„Madame du Valnoble hat mir gesagt, daß Sie Ideen hätten . . .“ sagte Nüßingen zu Peyrade.

„Sir Baronet, ick aben ein kleinen Specjouläschen, o! sähr comfortable . . . sähr viel Profitable und viel einbringen. . .“

„Nun werden Sie sehen,“ sagte Blondet zu du Tillet,

„daß er nicht eine Minute sprechen wird, ohne das englische Parlament einzumischen.“

„Es besiehn sich auf China . . . mit Opium . . .“

„Ja, ich verstehe Sie,“ sagte sogleich Nüßingen als ein Mann, der sich auf das Geschäftswesen verstand, „allein die englische Regierung hat schon Anstalten gemacht, um China hinsichtlich des Opiumhandels für sich zu eröffnen und würde uns nicht erlauben . . .“

„Der Nüßingen hat ihm das Wort über die Regierung oder das Parlament vor dem Munde weggeschnappt,“ sagte du Tillet zu Blondet.

„Ei! Sie haben Geschäfte mit Opium gemacht!“ versetzte Madame du Valnoble, „nun begreife ich, warum Sie so schrecklich dumm sind. . .“

„Sehen Sie!“ sagte der Baron zu dem vorgeblichen Opiumhändler, „es geht Ihnen gerade so, wie mir: ein Millionair vermag nie die Liebe der Damen zu erringen.“

„Ick lieben Madame sähr und often,“ antwortete Peyrade.

„Allemal, weil er Mitglied des Mäßigkeitsvereins ist;“ sagte Bixiou, der indeß Peyrade die dritte Flasche Bordeauxwein eingegossen hatte und nun eine Flasche Portwein bringen ließ.

„O!“ sagte Peyrade, „it is very vine von Portjugal von Ingländ.“

Blondet, du Tillet und Bixiou lächelten einander zu. Peyrade verstand Alles an sich zu verstellen, selbst seinen Geist.

Es giebt wenige Engländer, die nicht behaupten sollten, daß das Gold und das Silber in England besser wären,

als irgendwo anders. Die Hähnchen und die Eier, welche aus der Normandie kommen und nach London auf den Markt geschickt werden, berechtigen die Engländer zu ihrer Behauptung, daß die Hähnchen und die Eier in London vorzüglicher seien, als in Paris, wohin sie ebenfalls aus der Normandie gebracht werden.

Esther und Lucien wußten nicht, was sie von dieser vollendeten Verstellung und großen Kühnheit sagen sollten.

Man trank und aß unter heitern Gesprächen und Gelächter so viel und so lange, daß es bereits vier Uhr Morgens schlug.

Bixiou glaubte einen jener Siege davon getragen zu haben, welche Brillat-Savarin so angenehm zu erzählen verstand. In dem Augenblick, als er bei sich selbst dachte: „Ich habe England besiegt! . . .“ und seinem Oheim ein neues Glas füllte, da sagte der im höchsten Grade trunkene Peyrade zu dem ausgelassenen Spötter in einer unverkennbaren Mundart des südlichen Frankreichs:

„Genug, mein Junge!“

Nur Bixiou hörte diese Worte.

„Ei! der ist so wahrhaftig ein Engländer, wie ich ein solcher bin... Mein Oheim ist ein Gascogner! einen andern konnte ich auch nicht haben!“

Peyrade sank von seinem Stuhle auf den Boden. Sogleich bemächtigte sich Paccard des Trunkenen und trug ihn auf ein Dachstübchen, wo er in einen tiefen Schlaf versank.

Um sechs Uhr Abends erwachte der Nabob, weil er sich mit kaltem Wasser besprengt fühlte. Er fand sich auf einem schlechten Gurtenbett und ihm gegenüber stand Asien mit einer Maske und in einem schwarzen Domino.

„Ei, so! Papa Peyrade, nun wollen wir mit einander abrechnen, wir zwei Beide.“

„Wo bin ich? ...“ fragte er und blickte um sich.

„Hören Sie mich an und Ihr Rausch wird verschwinden! ...“ sagte Asien. „Wenn Sie auch Madame du Valnoble nicht lieben, so lieben Sie doch Ihre Tochter, nicht wahr?“

„Meine Tochter! ...“ rief Peyrade wüthend aus.

„Ja, Fräulein Lydie...“

„Nun!“

„Nun! sie ist nicht mehr in der Rue des Moineaux, sie ist entführt.“

Peyrade stieß einen Seufzer aus, wie ein Soldat, der an einer schweren Wunde auf der Wahlstatt verscheidet.

„Während Sie den Engländer spielten, hat ein Anderer den Papa Peyrade gespielt. Ihre kleine Lydie glaubte dem Vater zu folgen und ist an einem sichern Orte... Sie werden Ihre Tochter nie wiederfinden, Sie müßten denn das Böse wieder gut machen, welches Sie angerichtet haben...“

„Welches Böse?“

„Man hat gestern bei dem Herrn Herzog von Grandlieu dem Herr Lucien de Rubempré die Thür verschlossen. Es ist das eine Folge Deiner Ränke und der Schurkereien des Mannes, den Du gegen uns abgesandt hast. Nicht ein Wort; höre mich an!“ sagte Asien, als sie sah, daß Peyrade den Mund öffnete.

Es entstand ein kurze Pause.

„Du wirst Deine Tochter nimmer rein und unbefleckt wieder bekommen,“ fuhr Asien fort, und verstärkte das Ge-

wicht ihrer Worte noch durch den Ausdruck, welchen sie auf dieselben legte, „wenn Du nicht dafür sorgst, daß Herr Lucien de Rubempré Fräulein Clotilde zur Gattin erhält. Wenn Lucien de Rubempré nicht binnen zehn Tagen wieder eben so freundschaftlich im Hotel Grandlieu empfangen wird, wie bisher, so wirst Du eines gewaltsamen Todes sterben, ohne daß irgend etwas Dich zu retten vermöchte... Bevor man Dich aber ermordet, wird man Dich noch mit der Ueberzeugung quälen, daß Deine Tochter für den Rest ihrer Tage entehrt ist. Obgleich Du dumm genug gewesen bist, unser Unternehmen nicht zu verhindern, so wirst Du doch klug genug sein, die Ausführung unserer Drohungen zu verhindern. Mach kein Aufsehen, sag kein Wort, laß Contenson seine Verkleidung ablegen und kehre selbst nach Hause zurück, worauf Dir Katt sagen wird, daß Lydie sich auf Deinen Befehl entfernt habe und nicht wiedergekehrt sei. Wenn Du Dich beklagst, wenn Du einen einzigen Schritt gegen uns thust, so wird in Erfüllung gehen, womit ich Dich hinsichtlich Deiner Tochter bedroht habe. Mit dem Vater Canquoëlle muß man nicht viele Worte machen, nicht wahr?... So gehe denn und denke daran, unsere Angelegenheiten wieder auszugleichen."

Asien verließ Peyrade in einem beklagenswerthen Zustande; jedes ihrer Worte war ein Dolchstich für sein Herz gewesen. Dem Spione standen zwei Thränen in den Augen, und zwei andere Thränen hingen bereits unten an seinen Wangen und hatten eine glänzende Spur ihres Weges zurückgelassen.

„Man erwartet Herrn Johnson beim Mittagsessen,"

sagte Europa, welche einen Augenblick später ihren Kopf in der Thür zeigte.

Peyrade antwortete nicht, er ging die Treppe hinab und über die Straße bis zu einem Fiackerplatze, worauf er zu Contenson eilte, seine Tracht als Engländer ablegte, kein Wort von dem Vorgegangenen sagte, sich wieder als Vater Canquoëlle kleidete und um acht Uhr zu Hause war. Mit laut pochendem Herzen stieg er die Treppe hinan.

Als die Flamänderin ihren Herrn kommen hörte, rief sie ihm so unschuldig entgegen: „Nun! wo ist das Fräulein?“ daß der alte Spion gezwungen war, sich an der Lehne der Treppe zu halten.

Dieser Schlag ging über seine Kräfte. Er trat in das Zimmer seiner Tochter und sank vor Schmerz bewußlos um, als er dasselbe leer fand. Katt erzählte ihm darauf die Umstände einer Entführung, die eben so geschickt vollbracht war, als hätte er selbst sie erfunden gehabt.

„Ich muß mich fügen,“ dachte er, „aber späterhin werde ich mich rächen. Jetzt zu Corentin... Das ist das erste Mal, daß mir Feinde entgegentreten. Mag Corentin den hübschen Jungen sich mit Kaiserinnen verheirathen lassen, wenn er will! Ha, ich begreife jetzt, wie sich meine Tochter gleich auf den ersten Anblick in ihn verlieben konnte... O! der spanische Priester versteht sich auf Ränke... Aber Muth, Papa Peyrade: laß Deine Beute los!“

Der arme Vater ahnete den bittern Schlag nicht, welcher seiner wartete.

Als er zu Corentin kam, sagte die Magd zu ihm:
„Der Herr ist verreist.“

„Auf längere Zeit?“

„Auf zehn Tage! ...“

„Wohin?“

„Ich weiß nicht! ...“

„O! mein Gott, ich verliere meinen Verstand, ich frage wohin? ... als ob wir unsern Leuten so etwas sagten.“

---

6. Im schönen Stern.

Zwei Stunden vor dem Augenblick, in welchem Peyrade auf seinem Dachstübchen der Rue Saint-George erweckt war, hatte sich Corentin in der Kleidung eines Kammerdieners aus einem vornehmen Hause zu dem Herzoge von Grandlieu begeben; in einem Knopfloch seines schwarzen Rockes erblickte man das Band der Ehrenlegion. Sein Antlitz glich dem eines Greises, war von vielen Runzeln durchzogen und von gepuderten Haaren eingerahmt. Seine Augen wurden durch eine Brille versteckt, welche eine Einfassung von Schildpatt hatte; kurz, er glich einem alten Bureauchef. Als er seinen Namen genannt hatte (Herr von Saint-Denis), wurde er in das Kabinet des Herzogs von Grandlieu geführt, wo er auch Derville antraf, welcher eben den Brief las, den er selbst einem seiner Agenten dictirt hatte, der mit den Schreibereien beauftragten Nummer.

Der Herzog nahm Corentin auf die Seite, um ihm alles das zu erklären, was Corentin bereits wußte. Herr von Saint-Denis hörte mit kalter Ehrerbietung zu, ergötzte sich

daran, den großen Herrn zu studiren und seinen Geist zu durchblicken, der keine höheren Aufgaben kannte, als das Whistspiel und die Bedeutung des Hauses Grandlieu.

„Wenn Sie mir glauben wollen, mein Herr," sagte Corentin zu Derville, nachdem er dem Advokaten vorgestellt war, „so setzen Sie sich noch heute Abend mit mir auf die Post, um einen kleinen Abstecher nach Angoulême zu machen; wir haben uns dort kaum sechs Stunden aufzuhalten, um alle die Nachweisungen zu erlangen, welche der Herr Herzog wünscht. Wenn ich Eure Herrlichkeit recht verstanden habe, so reicht es hin, daß wir uns erkundigen, ob Herr von Rubempré von seiner Schwester und seinem Schwager wirklich zwölfhunderttausend Franken erhalten hat," sagte er zu dem Herzog gewandt.

„Ganz recht," antwortete der Pair von Frankreich.

„Wir können in vier Tagen wieder hier sein," fuhr Corentin mit einem Blick auf Derville fort, „und unsere beiderseitigen Geschäfte möchten während dieser kurzen Abwesenheit keine Unterbrechung erleiden."

„Das war der einzige Einwurf, welchen ich Seiner Herrlichkeit zu machen hatte," sagte Derville. „Es ist jetzt vier Uhr; ich werde mich sogleich nach Hause begeben, um mit meinem ersten Schreiber zu sprechen, mein Reisebündel zu schnüren, etwas zu essen und dann um acht Uhr.... Aber werden wir denn auch Plätze finden?" unterbrach er sich plötzlich und wandte sich fragend an Herrn von Saint-Denis.

„Dafür stehe ich," sagte Corentin, „finden Sie sich nur um acht Uhr auf dem Posthofe ein. Wenn kein Platz mehr da sein sollte, so werde ich schon Platz machen; denn

wir müssen Alles thun, um dem Herrn Herzog von Grandlieu zu dienen."

„Meine Herren," sagte der Herzog mit einer ungemeinen Anmuth, „ich behalte mir meinen Dank vor."

Corentin und der Anwalt betrachteten diese Worte als eine Aufforderung, sich zu entfernen, empfahlen sich und gingen.

In dem Augenblicke, als Peyrade mit Corentins Magd sprach, fuhren Herr von Saint-Denis und Derville aus dem Thore von Paris; sie saßen in dem Coupé der Post nach Bordeaux und blickten einander schweigend an.

Am folgenden Morgen, auf dem Wege zwischen Orleans und Tours, langweilte sich Derville und wurde gesprächig; Corentin suchte ihn nun aufzuheitern, beobachtele aber stets eine gewisse Entfernung; er erweckte bei ihm den Glauben, daß er zu dem diplomatischen Corps gehöre und durch Fürsprache des Herzogs von Grandlieu General-Consul zu werden hoffen dürfe.

Zwei Tage nach der Abreise von Paris hielten Corentin und Derville in Mansle an, und zwar zum großen Staunen des Anwalts, welcher geglaubt hatte, daß die Fahrt bis Angoulême gehen würde.

„In diesem kleinen Orte," sagte Corentin zu Derville, „werden wir bestimmte Auskunft über Madame Séchard erhalten."

„Kennen Sie denn die Frau?" fragte Derville, der sich wunderte, Corentin so wohl unterrichtet zu finden.

„Ich habe mit dem Schirrmeister gesprochen, als ich erfuhr, daß derselbe aus Angoulême sei; er hat mir gesagt, daß Frau Séchard in Marsac wohne. Marsac ist nur eine

französische Meile von Mansle. Deßwegen dachte ich, daß wir hier die Wahrheit besser entziffern würden, als in Angoulême.

„Mag das sein,“ dachte Derville, „ich bin ja, wie mir der Herzog gesagt hat, nur der Zeuge der Nachforschungen, welche dieser Vertraute anzustellen hat. . .“

Das Gasthaus in Mansle, zum schönen Stern genannt, gehörte einem jener dicken und fetten Männer, welche man auf der Rückkehr nicht wiederzufinden fürchtet, die aber zehn Jahre später noch immer auf der Schwelle ihrer Thür stehen, mit derselben Fleischmasse, derselben baumwollenen Mütze, derselben Schürze, demselben Messer, denselben fetten Haaren, demselben dreifachen Kinn, und die bei allen Romanschreibern, von dem unsterblichen Cervantes bis zu dem unsterblichen Walter Scott, zu stereotypen Personen geworden sind. Voller Anmaßungen hinsichtlich ihres Küchenbestandes, haben Sie Alles, was einem beliebt, und können uns doch am Ende weiter nichts vorsetzen, als ein schwindsüchtiges Hühnchen und Gemüse, das mit angegangener Butter geschmelzt ist. Sie rühmen ihre feinen Weine und zwingen uns, ihren schlechten Landwein zu trinken. Seit seiner Jugend hatte sich Corentin jedoch gewöhnt, von einem Gastwirthe wesentlichere Dinge herauszulocken, als zweifelhafte Gerichte und apokryphe Weine. Daher war er auch sehr leicht zu befriedigen und überließ sich vollkommen der Gnade des besten Kochs von Mansle, wie er schmeichelnd zu dem dicken Manne sagte.

„Es macht mir keine Mühe, meinen Ruf als bester Koch zu bewahren, denn ich bin der einzige!“ antwortete der Gastwirth.

„Tragen Sie uns im Nebenzimmer auf," sagte Corentin, indem er Derville mit den Augen zublinzte, „und vor allen Dingen machen Sie ein gutes Feuer im Kamine an, denn wir sind ganz steif gefroren."

„Es war in dem Coupé nicht besonders warm," sagte Derville.

„Ist es weit von hier bis Marsac?" fragte Corentin die Frau des Gastwirths, welche aus den obern Regionen herabgekommen war, als sie erfahren hatte, daß die Post zwei Fremde bei ihr abgesetzt habe, welche übernachten wollten.

„Der Herr gedenkt wohl nach Marsac?" fragte die Wirthin.

„Ich weiß noch nicht," antwortete er kurz.

Beide schwiegen einen Augenblick.

„Ist es weit von hier nach Marsac?" fragte Corentin abermals, nachdem er der Wirthin Zeit gelassen hatte, sein rothes Band zu bemerken.

„Im Wagen legt man den Weg in einer kleinen halben Stunde zurück," sagte die Wirthin.

„Glauben Sie, daß sich Herr und Frau Séchard im Winter dort aufhalten? . . ."

„Ohne Zweifel; sie bringen das ganze Jahr daselbst zu."

„Es ist jetzt fünf Uhr, um neun Uhr werden wir sie wohl noch antreffen."

„O! bis zehn Uhr bleiben sie auf; sie haben alle Abend Besuch, der Pfarrer und der Arzt, Herr Marron, fehlen nie."

„Es sind brave Leute!" sagte Derville.

„O! mein Herr, herrliche Leute! . . ." antwortete die

Frau des Gastwirths; „rechtschaffene Leute, geradeaus, gar nicht hochmüthig! Herr Séchard könnte Millionen im Vermögen besitzen, wie man sagt, wenn er sich nicht um eine Erfindung in der Papierfabrikation, die er gemacht hatte, hätte betrügen lassen, welche jetzt von den Gebrüdern Cointet ausgebeutet wird...“

„Ach! ganz recht, die Gebrüder Cointet!“ sagte Corentin.

„Schweig doch,“ sagte der Gastwirth, „was kümmert es die Herren, ob Herr Séchard Ansprüche auf ein Erfindungspatent hat, oder nicht. Diese Herren sind keine Papierhändler. Wenn Sie die Nacht bei mir zubringen wollen, im Schönen Stern,“ sagte der Gastwirth zu den beiden Fremden, „so ist hier das Buch, in welches Sie sich gefälligst einschreiben wollen. Wir haben hier einen Gendarmen, der nichts zu thun hat, und deßhalb nur daran denkt, uns zu hudeln.“

„Teufel, Teufel! ich dachte, die Familie Séchard wäre sehr reich,“ sagte Corentin, während Derville seinen Namen und seine Eigenschaft als Anwalt bei dem Tribunal erster Instanz der Seine einschrieb.

„Es giebt allerdings Leute,“ antwortete der Gastwirth, „welche sagen, daß Séchard ein Millionair sei; allein den Mäulern das Sprechen verbieten, würde einen Fluß in seinem Laufe hemmen heißen. Der Vater Séchard hat zweihunderttausend Franken an liegenden Gründen hinterlassen, und das ist schon genug für einen Mann, der als einfacher Handarbeiter angefangen hat; nun hat er vielleicht noch eben so viel erspart, denn er nahm in der letzten Zeit jährlich zehn bis zwölftausend Franken für seine Weine ein. Hat er nun auch seine Gelder auf Zinsen angelegt und die Zinsen

zu neuen Kapitalien gemacht, so darf man doch höchsteus annehmen, daß er dreihunderttausend Franken außer seinen Grundstücken hinterlassen habe, das ist die ganze Geschichte ... da fehlt noch viel an einer Million. Wenn ich nur das hätte, was ihm an einer Million fehlt, so säße ich gewiß nicht im Schönen Stern."

„Wie," sagte Corentin, „Herr David Séchard und seine Frau sollten nicht zwei bis drei Millionen im Vermögen haben? ..."

„Ei," fiel ihm die Wirthsfrau in die Rede, „so viel besitzen höchstens die Gebrüder Cointet, welche ihn um seine Erfindung betrogen und für dieselbe nicht mehr als zwanzigtausend Franken gezahlt haben ... wo sollten die rechtschaffenen Leute Millionen hergenommen haben? So lange der Vater lebte, befanden sie sich in einer sehr bedrängten Lage. Ohne Kolb und Frau Kolb, welche ihnen mit Leib und Seele ergeben sind, hätten sie oft das liebe Brot nicht im Hause gehabt."

Corentin nahm Derville auf die Seite und sagte zu ihm: „In vino veritas! Die Wahrheit liegt unter den Stöpseln. Was mich betrifft, so betrachte ich ein Wirthshaus als die wahre Civilliste eines Landes; der Notar ist nicht so gut von dem unterrichtet, was in einem kleinen Orte vorgeht, wie der Gastwirth... Sehen Sie, nun kennen wir die Cointet, Kolb 2c. ... Ein Gastwirth ist das lebendige Repertorium aller Abenteuer; er spielt den Polizeimann, ohne es zu ahnen. Eine Regierung hat gar nicht nöthig, mehr als zweihundert Spione zu unterhalten; denn in einem Lande, wie Frankreich, giebt es zwanzig Millionen ehrbare Fliegenschnäpper, allein wir sind noch nicht verpflichtet, uns

an das Gehörte zu halten, obgleich man in dieser kleinen Stadt gewiß schon etwas von den zwölfhunderttausend Franken wissen würde, welche zum Ankauf der Besitzung Rubempré verschenkt sein sollen ... wir werden bald wieder zurückreisen können. . ."

„Das hoffe ich," sagte Derville.

„Ich habe das natürlichste Mittel erfunden," versetzte Corentin, „um den Eheleuten Séchard die Wahrheit zu entlocken. Ich rechne darauf, daß Sie mit Ihrem Ansehen als Anwalt die kleine List unterstützen werden, deren ich mich zu bedienen gedenke, um eine Bestimmtheit hinsichtlich ihres Vermögens zu erlangen. Nach Tische werden wir zu Herrn Séchard fahren," sagte Corentin zu der Frau des Gastwirths; „bereiten Sie uns indeß unsere Betten vor, und in dem Schönen Stern werden sich ja wohl mehrere Zimmer befinden, daß Jeder von uns ein besonderes bekommen kann."

„Wir werden Sie nach Ihren Wünschen bedienen, meine Herren," sagte der Gastwirth.

„Wo Teufel hat der junge Mann sein Geld hergenommen? ... Sollte der anonyme Briefschreiber Recht gehabt haben, daß er sich eines hübschen Mädchens wie einer Münzstätte bedient hätte?" fragte Derville, als er sich mit Corentin zu Tische setzte.

„Das würde der Gegenstand einer andern Untersuchung sein," sagte Corentin; „Lucien de Rubempré lebt, wie mir der Herzog von Chaulieu gesagt hat, mit einer getauften Jüdin, welche sich für eine Holländerin ausgiebt und Esther van Bogseck nennt."

„Welches wunderbare Zusammentreffen," sagte der Anwalt, „ich suche die Erbin eines Holländers, welcher Gob-

seck geheißen hat, und das ist fast derselbe Name, nur daß die Mitlauter umgesetzt sind…“

„Nun!“ sagte Corentin, „ich werde Ihnen nach meiner Rückkehr nach Paris Auskunft über das Mädchen geben.“

Eine Stunde später fuhren die beiden Bevollmächtigten des Hauses Grandlieu nach der Verberie, dem Landhause des Herrn und der Frau Séchard.

---

7. Eine von Corentins tausend Mausefallen.

Nie hatte Lucien eine tiefere Rührung empfunden, als die, welche sich seiner in der Verberie bemächtigte, da er sein Leben mit dem seines Schwagers verglich: die beiden Pariser fanden dort dasselbe Schauspiel, welches wenige Tage vorher Lucien überrascht hatte. Alles athmete dort Ruhe und Wohlhabenheit.

Als die beiden Fremden ankamen, befand sich dort eine Gesellschaft von fünf Personen: der Pfarrer von Marsac, ein junger Priester von fünfundzwanzig Jahren, welcher auf Bitten der Frau Séchard den Unterricht ihres Sohnes Lucien übernommen hatte; der Arzt des Ortes, Namens Marron, der Maire der Gemeinde und ein alter Obrist außer Dienst, dessen Wohnung der Verberie gerade gegenüber lag und der seine alten Tage mit der Cultur von Rosen zubrachte. Alle Abende kamen diese Personen zusammen, um ein unschuldiges Boston zu einem Centime den Einsatz, zu spielen und entweder Zeitungen abzuholen oder die gelesenen zurückzubringen.

Als Herr und Frau Séchard die Verberie kauften, ein hübsches von Sandstein gebautes und mit Ziegeln gedecktes Haus, bestanden die Lustanlagen desselben nur in einem kleinen Garten, der zwei Morgen groß war. Die schöne Frau Séchard hatte ihre Ersparnisse dazu verwandt, den Garten allmählich bis zu einem kleinen Bach zu erweitern, und die angekauften Weinberge in Rasenplätze und buschige Gänge umgewandelt. Die Verberie war daher jetzt mit einem kleinen Park umgeben, der gegen zwanzig Morgen hielt und mit Mauern umschlossen war, weßhalb sie für die schönste Besitzung in der ganzen Gegend gehalten wurde. Das Haus des seligen Séchard und dessen Zubehör diente nur noch zur Bewirthschaftung der zwanzig und einigen Morgen Weinberge, welche er hinterlassen hatte; außerdem bestand die Erbschaft des alten Séchard noch in fünf Bauernhöfen, die jährlich gegen sechstausend Franken abwarfen, und zehn Morgen Wiesen, die auf der entgegengesetzten Seite des Baches, dem Park der Verberie gerade gegenüber lagen, weßhalb Frau Séchard schon daran gedacht hatte, sie nächstes Jahr mit dem Park zu vereinigen. Die Verberie wurde bereits in der ganzen Gegend das Schloß genannt: und Eva Séchard war unter dem Namen der Dame von Marsac bekannt. Lucien hatte daher nur den Bauern und Winzern nachahmen dürfen, um seiner Eitelkeit zu genügen.

Frau Séchard stand auch, wie man sagte, mit Courtois im Handel, welcher eine Mühle besaß, die ziemlich malerisch einige Büchsenschüsse von den Wiesen der Verberie lag. Diese Erwerbung mußte die Verberie in den Rang der ersten Besitzungen des Departements versetzen.

Frau Séchard, welche sehr viel Gutes that und dabei

mit eben so viel Umsicht, wie Hochherzigkeit, verfuhr, wurde eben so sehr geachtet, wie geliebt. Ihre Schönheit stand damals auf der höchsten Stufe ihrer Entwickelung. Obgleich sechsundzwanzig Jahre alt, hatte sie doch noch immer die Frische der Jugend, weil sie die Ruhe und den Ueberfluß genoß, den das Landleben gewährt. Noch immer verliebt in ihren Mann, achtete sie in ihm das bescheidene Talent, welches allem äußern Glanze und dem Ruhme entsagt. Wollen wir sie vollends schildern, so dürfen wir vielleicht nur noch das eine erwähnen, daß in ihrem ganzen Leben ihr Herz nie für Jemand anders, als für ihren Mann und ihre Kinder geschlagen hatte.

Jede Familie muß aber einen Kummer haben; diese hatte ihren tiefen Kummer über Luciens Leben. Eva Séchard ahnete, daß ihr Bruder böse Geheimnisse vor ihr verhehle und befürchtete dieselben um so mehr, als Lucien während seines letzten Besuches allen Fragen ausgewichen war, und nichts weiter gesagt hatte, als daß ehrsüchtige Männer nur sich selbst der von ihnen angewandten Mittel Rechenschaft abzulegen hätten.

Binnen sechs Jahren hatte Lucien seine Schwester drei Mal gesehen und nur sechs Briefe an sie geschrieben. Sein erster Besuch auf der Verberie hatte nach dem Tode seiner Mutter Statt gefunden, und der letzte hatte die Nothlüge zur Ursache gehabt, welche seine Schwester seinetwegen thun sollte. Es hatte damals ein sehr schwerer Auftritt zwischen Herrn und Frau Séchard einerseits und Lucien andererseits Statt gefunden, so daß der Letztere in einem bangen Zweifel blieb.

Das Innere des Hauses glich dem Aeußern, zeigte zwar

keinen Luxus, aber war doch höchst anständig. Man kann ein Urtheil über dasselbe fällen, wenn man einen flüchtigen Blick auf den Salon wirft, in welchem damals die Gesellschaft versammelt war.

Ein hübscher Teppich von Aubusson, Möbel von geschnitztem Acajou mit grauem Casimir beschlagen, Doppelfenster, die ungeachtet der Jahreszeit mit Blumen besetzt waren, Fenstervorhänge von grüner Seide, Spiegel, deren Rahmen nach dem besten Geschmack waren, schöne Tapeten, deren Muster Holzmasern darstellten... Das Alles that dem Herzen und den Augen wohl und deutete auf eine Art von Poesie, welche jedes liebende und geistreiche Weib in seinen Haushalt einführt.

Frau Séchard, die noch über ihren Vater trauerte, arbeitete neben dem Kamine an einer Stickerei, während Frau Kolb neben ihr stand. Die letztere hatte die Sorge für das ganze Hauswesen und das völlige Vertrauen ihrer Herrin.

Als das Kabriolet der Pariser an den ersten Häusern von Marsac vorüberrollte, wurde die gewöhnliche Gesellschaft der Verberie durch den Müller Courtois vermehrt, der seine Frau verloren hatte, sich aus den Geschäften zurückziehen wollte und sein Eigenthum an Frau Eva gut zu verkaufen hoffte, weil dieselbe auf die Mühle zu halten schien: Courtois wußte auch, warum.

„Da hält ein Kabriolet vor der Thür!“ sagte Courtois, als er das Vorfahren des Wagens gehört hatte; „und aus dem Klappern des Eisenwerks kann man den Schluß ziehen, daß es hier aus der Gegend ist..“

„Ohne Zweifel ist es Postel mit seiner Frau, die mich besuchen wollen,“ sagte der Arzt.

„Nein, sagte Courtois, „das Kabriolet kam aus der Richtung von Mansle.“

„Motame,“ sagte Kolb, ein großer und vierschrötiger Elsasser, „to is ain Anwolt vum Poris, tar mit tan Harrn zu schwatzen winscht.“

„Ein Anwalt! ...“ rief Séchard aus, „schon das Wort macht mir Bauchkneipen.“

„Schön Dank,“ sagte der Maire von Marsac.

Der Maire von Marsac hieß aber Cachan und war zwanzig Jahr Anwalt in Angoulême gewesen. Er hatte vordem Séchard wegen Wechselschulden zu verfolgen gehabt.

„Mein armer David bleibt sich immer gleich, er hört nie auf, zerstreut zu sein!“ sagte Eva lächelnd.

„Ein Anwalt aus Paris,“ sagte Courtois, „haben Sie denn Geschäfte in Paris?“

„Nein,“ sagte er.

„Sie haben dort einen Bruder,“ sagte Courtois lächelnd.

„Wenn es nur nicht eine Sache des Vater Séchard ist, die sich noch so spät meldet,“ sagte Cachan. „Der gute Mann hatte so manche Geschäftsverbindungen, die dem Teufel nichts taugten.“

Corentin und Derville traten ein, begrüßten die Gesellschaft, nannten ihre Namen und sagten, daß sie mit Herrn und Frau Séchard insgeheim ein paar Worte zu sprechen hätten.

„Sehr gern,“ sagte Séchard. „Kommen Sie in Geschäftssachen? ...“

„Nur in Nachlaßsachen Ihres Herrn Vaters ...“ antwortete Corentin.

„Erlauben Sie, daß der Herr Maire, welcher vordem

Anwalt in Angoulême war, bei der Zwiesprache zugegen sein darf.“

„Sie sind Herr Derville? ...“ fragte Cachan und blickte Corentin an.

„Nein, mein Herr; dieser Herr hier,“ antwortete Corentin und zeigte auf den Anwalt, welcher sich gegen Cachan verneigte.

„Wir sind hier gewissermaßen im Familienkreise,“ sagte Séchard; „wir haben nicht nöthig, irgend etwas vor unsern Nachbaren zu verheimlichen und brauchen daher nicht in ein anderes Zimmer zu gehen, in welchem es überdieß zu kalt sein würde.... In unserm Leben giebt es keine Geheimnisse...“

„Das Leben Ihres Herrn Vaters hat übrigens einige Geheimnisse gehabt,“ sagte Corentin, „die Sie vielleicht nicht gern bekannt werden lassen.“

„Handelt es sich denn um eine Sache, über die wir erröthen müssen?“ sagte Eva erschreckt.

„O! nein, es ist nur eine Jugendsünde,“ sagte Corentin. „Ihr Herr Vater hat Ihnen noch einen ältern Bruder gegeben...“

„Ha! der alte Bär!“ rief Courtois aus, „der hat Sie nie lieb gehabt, mein lieber Herr Séchard, und hat Ihnen nie ein Wort davon gesagt, der alte Schlaukopf!... Nun verstehe ich seine Worte, wenn er zu mir sagte: „Ihr werdet noch schöne Dinge zu sehen bekommen, wenn ich erst unter der Erde liege!“ “

„O! fassen Sie Muth, mein Herr,“ sagte Corentin zu Séchard, während er Eva mit einem Seitenblick beobachtete.

„Einen Bruder!“ versetzte der Arzt, „dann würden Sie ja Ihren Nachlaß mit ihm theilen müssen! . . .“

Derville stellte sich, als betrachte er die schönen Kupferstiche avant la lettre, welche an den Wänden des Salons hingen.

„O! ermuthigen Sie sich, meine Dame,“ sagte Corentin, als er die Ueberraschung bemerkte, welche sich in den Zügen der schönen Frau kund gab, „es handelt sich hier nur um ein natürliches Kind. Die Rechte natürlicher Kinder sind bei weitem nicht die der gesetzlichen Kinder. Das Kind befindet sich im größten Elend und hat daher wohl bei dem großen Nachlaß Ihres Vaters einen Anspruch auf eine kleine Unterstützung. Ihr Herr Vater hat Ihnen Millionen hinterlassen . . .“

Als er das Wort Millionen aussprach, wurde ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung im Salon laut. Derville besah in diesem Augenblicke keine Kupferstiche mehr.

„Der Vater Séchard, Millionen? . . .“ rief der dicke Courtois aus. „Wer hat Ihnen das gesagt? was für ein Dummkopf.“

„Mein Herr,“ sagte Cachan, „Sie gehören nicht zu dem Fiskus und man darf Ihnen also reinen Wein einschenken. . .“

„Sein Sie unbesorgt,“ sagte Corentin, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß wir nicht bei der Verwaltung der Steuern angestellt sind.“

Cachan, der ein Zeichen gegeben hatte, daß er sprechen wolle, bezeugte seine Zufriedenheit.

„Mein Herr,“ fuhr Corentin fort, „wäre auch nur eine Million vorhanden, so wäre der Antheil des natürlichen

Kindes noch immer ein recht hübscher. Wir sind nicht gekommen, um eine Klage einzuleiten; wir wollen Ihnen nur den Vorschlag machen, uns hunderttausend Franken zu geben, und werden dann befriedigt gehen..."

„Hunderttausend Franken!..." rief Cachan aus, indem er Corentin unterbrach. „Aber, mein Herr, der Vater Séchard hat zwanzig Morgen Weinberg, fünf kleine Meiereien, zehn Morgen Wiesen bei Marsac und sonst nicht einen Heller..."

„Um des Himmels willen!..." rief David Séchard aus und unterbrach den Sprechenden, „ich will keine Lüge auf meinem Gewissen haben, Herr Cachan, und am allerwenigsten in dieser Hinsicht.... Mein Herr," sagte er zu Corentin und Derville, „mein Vater hat uns außer seinen liegenden Gründen ..."

Courtois und Cachan machten Séchard vergebens Zeichen, er fuhr fort:

„Außer seinen liegenden Gründen noch dreihunderttausend Franken in Gold hinterlassen, wodurch die ganze Erbschaft zu etwa fünfhunderttausend Franken gesteigert wird."

„Herr Cachan," sagte Eva Séchard, „wie viel bekommt ein natürliches Kind nach den Gesetzen?"

„Madame," sagte Corentin, „wir sind keine Türken; wir verlangen von Ihnen weiter nichts, als daß Sie uns in Gegenwart dieser Herren Ihr Ehrenwort geben, daß Ihnen Ihr seliger Schwiegervater nur hunderttausend Thaler in Gold hinterlassen hat, wir wollen uns schon verständigen."

„Geben Sie uns vorher Ihr Ehrenwort," sagte der ehemalige Anwalt von Angoulême zu Derville, „daß Sie Anwalt sind."

„Hier ist mein Paß,“ sagte Derville zu Cachan und reichte ihm ein vierfach zusammengelegtes Papier, „und eben so gut können Sie mir glauben, daß dieser Herr nicht etwa ein General-Inspector der Domainen ist. Es ist uns nur daran gelegen, die Wahrheit über den Nachlaß des Herrn Séchard zu erfahren, und wir haben dieselbe erfahren.“

Derville nahm Frau Eva bei der Hand und führte sie sehr höflich nach einem entlegenen Theile des Salons.

„Meine Dame,“ sagte er mit leiser Stimme zu ihr, „wenn nicht die Ehre und die Zukunft des Hauses Grandlieu betheiligt wären, so würde ich mich nimmer zu der List hergegeben haben, welche der Herr dort ausgedacht hat; es handelt sich darum, eine Lüge zu entdecken, mit welcher Ihr Herr Bruder das genannte edle Haus getäuscht hat. Hüten Sie sich nun wohl, den Glauben zu unterstützen, als hätten Sie Ihrem Herrn Bruder zwölfhunderttausend Franken geschenkt, um die Herrschaft Rubempré wieder zu kaufen.“

„Zwölfhunderttausend Franken!“ rief Frau Séchard aus und erbleichte. „Wo hat er das Geld hergenommen, der Unglückliche? . . .“

„Ha! da haben wir es,“ sagte Derville; „ich befürchtete gleich, daß der Reichthum aus einer sehr unlautern Quelle kommen möchte.“

Eva hatte Thränen in den Augen und ihre Nachbaren bemerkten dieselben.

„Wir haben Ihnen vielleicht einen großen Dienst erwiesen,“ sagte Derville zu ihr, „indem wir Sie verhinderten, sich mit einer Lüge zu befassen, deren Folgen sehr gefährlich werden könnten.“

Derville führte die bleich gewordene und weinende Frau

Séchard nach einem Stuhl und empfahl sich der Gesellschaft.

„Nach Mansle!“ sagte Corentin zu dem Burschen, welcher das Kabriolet leitete.

Die Post von Bordeaux nach Paris kam in der Nacht durch. Da noch ein Platz auf derselben unbesetzt war, so bat Derville seinen Begleiter, daß er ihm denselben überlassen möchte, indem er seine dringenden Geschäfte vorschützte. Im Grunde aber mißtraute er seinem Reisegefährten, dessen diplomatische Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit ihm als zur Gewohnheit geworden vorkamen.

Corentin blieb drei Tage in Mansle, ohne eine Gelegenheit zur Weiterreise zu finden; er war daher gezwungen, nach Bordeaux zu schreiben und dort einen Platz nach Paris zu belegen, wohin er erst am neunten Tage nach seiner Abreise zurückkehren konnte.

Während dieser Zeit ging Peyrade alle Morgen in Corentins Wohnung, um zu erfahren, ob derselbe zurückgekehrt sei. Am achten Tage ließ er in derselben einen mit geheimen Chiffern geschriebenen Brief zurück, um seinem Freunde die Todesart mitzutheilen, von welcher er bedroht sei, so wie die Entführung seiner Lydie und das schreckliche Geschick, zu welchem dieselbe von seinen Feinden bestimmt sei.

---

8. Mene Thekel Phares.

Peyrade war also jetzt angegriffen, wie er vordem Andere angegriffen hatte, war Corentins beraubt, aber noch von Contenson unterstützt, während er seine Verkleidung als Nabob beibehalten hatte. Für den Fall, daß ihn seine unsichtbaren Feinde noch einmal entdeckten, gedachte er einiges Licht zu erlangen, indem er an der Stätte des Kampfes selbst bliebe.

Contenson hatte alle seine Bekannten in Thätigkeit versetzt, um Lydie aufzufinden; er hoffte das Haus zu entdecken, in welchem sie verborgen wäre, allein von Tage zu Tage erkannte er seine Ohnmacht deutlicher, so wie Peyrade von Stunde zu Stunde in eine größere Verzweiflung verfiel.

Der alte Spion ließ sich von einer Wache von zwölf bis funfzehn Agenten umgeben. Man bewachte alle Zugänge zu der Rue des Moineaux und der Rue Taitbout, in welcher er als Nabob mit Madame du Valnoble wohnte. Während der drei letzten Tage der unglücklichen Frist, welche Asien gesetzt hatte, verließ Contenson den Veteran der alten Generallieutenantschaft der Polizei keinen Augenblick.

So zeigte sich denn die schreckliche Poesie, welche in den Kriegslisten der befeindeten und mit einander kämpfenden Stämme inmitten der Urwälder Amerika's entfaltet wird, und welche Cooper so geschickt in seinen Romanen zu benutzen wußte, hier in den kleinen Einzelnheiten des Pariser Lebens. Die Vorübergehenden, die Laden, die Fiacker, eine Person, welche vor einem Fenster stand, das Alles gewährte den numerirten Männern, denen die Vertheidigung des Lebens des alten Peyrade anvertraut war, jene gewaltige Theilnahme, welche in Coopers Romanen ein Baumstamm, eine Biberwohnung, ein Felsen, die Haut eines Bison, ein unbewegliches Kanot, ein auf dem Wasser schwimmendes Blatt einflößt.

„Wenn der Spanier abgereist ist, so haben Sie nichts mehr zu befürchten," sagte Contenson zu Peyrade, indem er ihn auf die ununterbrochene Ruhe aufmerksam machte, deren sie sich erfreuten.

„Wenn er aber nicht abgereist ist?" antwortete Peyrade.

„Einer von meinen Leuten war hinten auf seine Kutsche gestiegen, als dieselbe abfuhr; allein in Blois war er gezwungen, abzusteigen, und konnte dann die Kutsche nicht wieder einholen."

Fünf Tage nach Derville's Rückkehr empfing Lucien eines Morgens einen Besuch von Rastignac.

„Ich bin in Verzweiflung, mein Lieber, daß ich einen Auftrag erfüllen muß, den man mir wegen unserer vertrauten Freundschaft gegeben hat. Du hast keine Hoffnung mehr, Dich je mit Clotilde zu verheirathen. Setze keinen Fuß wieder in das Hotel Grandlieu. Um Clotilde zu heirathen,

mußt Du den Tod ihres Vaters erwarten, und der wird so-bald nicht sterben, denn die alten Whistspieler halten lange an ihrem Tische aus. Clotilde wird mit Madelaine von Lenoncourt-Chaulieu eine Reise nach Italien machen. Das arme Mädchen liebt Dich so sehr, mein Lieber, daß man es hat bewachen müssen: es wollte durchaus selbst zu Dir und hatte ein Plänchen zu einer Flucht entworfen ... das kann Dich in Deinem Unglück trösten."

Lucien antwortete nicht, sondern blickte Rastignac an.

„Und ist es denn überhaupt ein Unglück? ..." fragte ihn sein Landsmann; „Du wirst mit leichter Mühe ein anderes Mädchen finden, welches eben so vornehm ist, wie Clotilde, und vielleicht noch weit schöner... Frau von Serizy wird Dich aus Rache verheirathen, denn sie kann die Grandlieu's durchaus nicht leiden, weil sie von denselben nie in ihre Salons aufgenommen ist: sie hat eine Nichte, die kleine Clementine du Rouvre ..."

„Mein Lieber, seit unserm letzten Abendessen habe ich nicht besonders mit Frau von Serizy gestanden, sie hat mich in Esthers Loge gesehen, stellte mich deßwegen zur Rede und ich entfernte mich von ihr."

„Eine Frau von mehr als vierzig Jahren kann sich nicht auf lange Zeit mit einem jungen Manne entzweien, der so hübsch ist, wie Du," sagte Rastignac. „Ich verstehe mich so ein Bischen auf den Sonnenuntergang! ... der dauert zehn Minuten am Horizont, und zehn Jahre im Herzen eines Weibes!"

„Seit acht Tagen erwarte ich nun einen Brief von ihr."

„Gehe zu ihr!"

„Jetzt werde ich wohl müssen."

„Kommst Du wenigstens zu der Valnoble? Ihr Nabob erwiedert Nüßingen das Abendessen, welches ihm derselbe gegeben hat.“

„Ich komme,“ sagte Lucien mit ernster Stimme.

Am folgenden Tage erschien Lucien, welcher den Abbé sofort von der Bestätigung seines Unglücks in Kenntniß gesetzt hatte, mit Rastignac und Nüßingen bei dem falschen Nabob.

Um Mitternacht erblickte man in Esthers ehemaligem Speisesaale fast alle die Personen unsers Drama's, deren Interesse nur Esther, Lucien, Peyrade, dem Mulatten Contenson und Paccard bekannt war, welcher Letztere sich mit eingestellt hatte, um seine Gebieterin zu bedienen.

Asien war von Madame du Valnoble, ohne daß Peyrade und Contenson es wußten, gebeten worden, ihre Köchin zu unterstützen.

Peyrade hatte der Madame du Valnoble fünfhundert Franken gegeben, um das Mahl anständig herzurichten. Als er sich zu Tische setzte, fand er in seiner Serviette ein kleines Blättchen Papier, auf welches mit Bleistift geschrieben stand:

„Die zehn Tage laufen in dem Augenblicke ab, wo Du Dich zu Tische setzest.“

Peyrade überreichte Contenson, welcher hinter ihm stand, das Blatt und sagte in englischer Sprache zu ihm:

„Hast Du meinen Namen da hinein gesteckt?“

Contenson las beim Scheine einer Kerze jenes Mene Thekel Phares und steckte das Papier in seine Tasche, wußte aber recht gut, wie schwierig es sei, eine mit Bleistift geschriebene Handschrift zu erkennen, besonders wenn sie nur

mit großen Buchstaben aufgeschrieben ist, welche den gedruckten Buchstaben nachgeahmt sind, so daß es unmöglich ist, die gewöhnlichen Handzüge der Schreibeschrift wieder zu erkennen.

Keine Heiterkeit wollte sich bei diesem Abendessen einstellen. Peyrade war sichtbar zerstreut. Von den jungen Lebemännern, welche ein Abendessen zu erheitern verstehen, waren nur Lucien und Rastignac zugegen. Lucien war sehr traurig und nachdenkend. Rastignac, welcher vor Tische zweitausend Franken verloren hatte, trank und aß nur mit dem einen Gedanken, nach Tische sein Unglück wieder ausgleichen zu wollen. Die drei Frauen, welche von dieser Kälte überrascht wurden, blickten einander schweigend an. Die Langeweile benahm den Gerichten alle Schmackhaftigkeit. Es geht mit den Gastmählern, wie mit den Theaterstücken und Büchern: sie haben ihre Schicksale.

Gegen Ende des Abendessens trug man jene Art von Eis auf, welche glace à la plombière genannt wird. Solches Eis enthält köstlich eingemachte Früchte, welche auf der Oberfläche des in kleinen Gläsern gegebenen Eises liegen, ohne die Gestalt einer Pyramide zu bilden.

Dieses Eis war von Madame du Valnoble bei Tortoni bestellt, dessen berühmter Laden sich an der Ecke der Rue Taitbout und des Boulevards befindet. Die Köchin ließ den Mulatten rufen, damit er die Rechnung für das Eis bezahle.

Contenson, dem das Verlangen des Burschen, der das Eis überbracht hatte, nicht natürlich schien, eilte hinunter und fertigte ihn mit den Worten ab:

„Du bist also nicht bei Tortoni? . . .“

Sogleich eilte er wieder hinauf. Paccard hatte indeß seine Abwesenheit schon benutzt, um das Eis an die Gäste zu vertheilen.

Kaum erreichte der Mulatte die Thür des Zimmers, als einer von den Agenten, welche die Rue des Moineaux überwachten, auf der Treppe rief:

„Nummer 27.“

„Was giebt es?“ antwortete Contenson und eilte mit Blitzesschnelle die Treppe wieder hinab.

„Sagen Sie dem Papa, daß seine Tochter zurückgekehrt ist, aber in was für einem Zustande, guter Gott! er muß auf der Stelle kommen, sonst stirbt sie aus Verzweiflung.“

Als Contenson in den Speisesaal zurücktrat, verzehrte der alte Peyrade, der übrigens außerordentlich viel getrunken hatte, die kleine Kirsche, welche auf seinem Eise lag. Man trank auf die Gesundheit der Madame du Valnoble und der Nabob füllte sein Glas mit einem Wein, der von Constantia sein sollte, und leerte es. Wie verwirrt Contenson auch durch die Neuigkeit war, welche er Peyrade mitzutheilen hatte, so wurde er doch durch die große Aufmerksamkeit überrascht, mit welcher Paccard den Nabob beobachtete. Die beiden Augen des Dieners der Frau von Champy glichen zwei Flammen. Diese Bemerkung durfte ungeachtet ihrer Wichtigkeit den Mulatten nicht verhindern, und er neigte sich daher in dem Augenblicke zu seinem Herrn, als Peyrade sein leeres Glas auf den Tisch setzte.

„Lydie ist zu Hause,“ sagte Contenson, „aber in einem sehr traurigen Zustande.“

Peyrade stieß einen echt französischen Fluch aus, den er in einer so deutlichen südländischen Mundart aussprach, daß

man in den Zügen aller Gäste eine außerordentliche Ueberraschung bemerkte.

Als Peyrade seinen Fehler bemerkte, gestand er seine Verkleidung und sagte auf gut Französisch zu Contenson:

„Besorge mir einen Fiacker! . . . ich räume das Feld.“

Alle Gäste erhoben sich vom Tische.

„Wer sind Sie denn?“ fragte Lucien.

„Wer? . . .“ fragte der Baron.

„Bixiou hatte gegen mich behauptet, daß Sie den Engländer besser zu spielen verständen, als er; allein ich wollte es nicht glauben,“ sagte Rastignac.

„Er ist jedenfalls ein Banqueroutteur, der sich nicht erkennen lassen will,“ sagte du Tillet mit lauter Stimme, „ich habe das schon längst geahnet! . . .“

„Was für eine wundersame Stadt dieses Paris ist! . . .“ sagte Madame du Valnoble. „Wenn ein Kaufmann in seinem Viertel banquerout gemacht hat, so kann er ungestraft als Nabob oder als Dandy in den elysäischen Gefilden wieder erscheinen. O! wie unglücklich ich bin: der Banquerout folgt mir auf allen Schritten nach. . .“

„Wer ich bin! . . .“ sagte Peyrade an der Thür. „Ha! Ihr sollt es erfahren, denn wenn ich sterbe, so werde ich mein Grab wieder verlassen, um Euch in jeder Nacht bei den Beinen aus dem Bette zu ziehen! . . .“

Als er diese Worte sagte, blickte er auf Esther und Lucien; dann benutzte er das allgemeine Staunen, um mit seltener Behendigkeit zu verschwinden, denn er wollte zu Fuß nach Hause eilen, ohne einen Fiacker zu erwarten.

Auf der Straße trat Asien, mit einem schwarzen Schleier verhüllt, zu dem Spion, hielt ihn beim Arm und sagte:

„Sende zu dem Priester, Papa Peyrade!“ Sie sagte diese Worte mit jener Stimme, welche ihm bereits zehn Tage früher sein Unglück geweissagt hatte.

Eine Kutsche stand auf der Straße, Asien stieg in dieselbe. Die Kutsche verschwand, wie vom Winde davon geführt. Fünf Kutschen hatten da gehalten, und Peyrade's Leute konnten also nichts Genaues aussagen.

---

9. Corentins schrecklicher Eid.

Als Corentin in sein Landhaus kam, das an einer der einsamsten und schönsten Stellen der kleinen Stadt Passy, in der Rue des Vignes lag, fand er den Brief seines Freundes Peyrade vor. Corentin galt in Passy für einen Kaufmann, der eine außerordentliche Freude am Gartenbau finde.

Anstatt auszuruhen, bestieg er sogleich einen Fiacker und ließ sich nach der Rue des Moineaux fahren, wo er aber nur Katt antraf. Er erfuhr von der Flamänderin Lydie's Verschwinden und wunderte sich, daß er, gleich wie Peyrade, so wenig vorsichtig gewesen sei.

„Die kennen mich noch nicht," dachte er. „Diese Leute sind jeder Abscheulichkeit fähig; zunächst muß ich wissen, ob sie Peyrade ermorden werden, denn alsdann lasse ich mich vor Niemand wieder sehen. . ."

Je ehrloser das Leben eines Menschen ist, desto mehr hält er auf dasselbe: er betrachtet es dann in jedem Augenblicke als eine Protestation, als eine Kirche.

Corentin eilte die Treppe hinab und ging nach Hause, um sich in einen kleinen abgelebten Greis zu verwandeln, worauf er in einem kurzen grünlichen Ueberrock und einer Perücke zu Fuß zurückkehrte. Seine Freundschaft gegen Peyrade beflügelte seine Schritte. Er wollte seinen ergebensten und gewandtesten Nummern Befehle geben. Als er die Rue Saint-Honoré entlang ging, um von dem Vendôme-Platze nach der Rue Saint-Roch zu gelangen, kam er hinter ein Mädchen in Pantoffeln, das so gekleidet war, wie sich Frauen für die Nacht zu kleiden pflegen. Das Mädchen trug eine weiße Jacke und auf dem Kopfe eine weiße Nachtmütze. Von Zeit zu Zeit ließ es ein Schluchzen hören und dann wieder unwillkürliche Klagen. Corentin ging dem Mädchen einige Schritte vor und erkannte Lydie.

„Ich bin der Freund Ihres Vaters, des Herrn Canquoëlle," sagte er mit seiner natürlichen Stimme.

„Endlich Jemand, dem ich mich anvertrauen kann! ..." sagte sie.

„Stellen Sie sich, als kennten Sie mich nicht," sagte Corentin, „denn wir werden von grausamen Feinden verfolgt und sind gezwungen, uns zu verkleiden. Erzählen Sie mir dagegen Alles, was Ihnen widerfahren ist. ."

„O! mein Herr," sagte das arme Mädchen, „so etwas kann man nicht sagen und nicht erzählen ... ich bin entehrt, verloren, ohne daß ich mir erklären kann, auf welche Weise! ..."

„Woher kommen Sie? ..."

„Das weiß ich nicht, mein Herr! Ich bin mit einer solchen Eile entflohen, ich bin so viele Straßen durchlaufen, habe so viele Umwege gemacht, weil ich glaubte, daß man

mich verfolge... Wenn ich irgend einen anständigen Mann antraf, so fragte ich nach dem Wege nach den Boulevards, um die Rue de la Paix wiederzufinden. Kurz, nachdem ich ... was hat es jetzt geschlagen?"

„Halb zwölf Uhr," sagte Corentin.

„Bei Anbruch der Nacht entfloh ich und bin also nun fünf Stunden gegangen! ..." sagte Lydie.

„Kommen Sie, Sie sollen ausruhen, Sie sollen Ihre gute Katt wiederfinden..."

„O! mein Herr, es giebt keine Ruhe mehr für mich! Ich verlange keine andere Ruhe, als die des Grabes, und werde dieselbe in einem Kloster erwarten, wenn man mich des Eintritts in ein solches noch für würdig hält..."

„Arme Kleine! Sie haben sehr widerstrebt!"

„Ja, mein Herr. Ach! wenn Sie wüßten, unter was für verworfene Geschöpfe man mich gebracht hatte!"

„Man hat Sie wahrscheinlich durch einen Schlaftrunk betäubt?"

„Ja, so muß es sein!" sagte die arme Lydie, welcher Corentins Einfall das Mittel erklärte, dessen man sich gegen sie bedient hatte. Noch ein wenig Kraft und ich werde meine Wohnung erreichen. Ich fühle meine Kräfte abnehmen und meine Gedanken sind mir nicht mehr deutlich... Eben erst dachte ich, daß ich mich in einem Garten befände..."

Lydie verlor ihr Bewußtsein und Corentin nahm sie auf seine Arme, um sie die Treppe hinanzutragen.

„Katt!" rief er.

Katt erschien und stieß ein Freudengeschrei aus.

„Freue Dich nicht zu früh!" sagte Corentin, „dieses junge Mädchen ist sehr krank."

Als Lydie auf ihr Bett gelegt war und bei dem Scheine zweier von Katt angezündeten Lichter ihr Schlafzimmer wieder erkannte, verfiel sie in Wahnsinn. Sie sang Strophen aus beliebten Liedern und unterbrach sich, indem sie gewisse schauderhafte Redensarten ausrief, welche sie gehört hatte! Auf ihrem Antlitz sah man violette Flecken. Sie vermengte die Erinnerungen ihres reinen Lebens mit denen einer zehntägigen Schande. Katt weinte, Corentin schritt in dem Zimmer auf und ab, während er bisweilen stehen blieb, um Lydie zu prüfen.

„Sie bezahlt für ihren Vater!“ sagte er. „Giebt es eine Vorsehung? O! wie vernünftig war ich, daß ich mich nicht verheirathete!... Ein Kind ist eine Bürgschaft, die man dem Unglück giebt, hat irgend ein Weltweiser gesagt, und auf Ehre! er hat Recht gehabt!“

„O!“ sagte das arme Kind und richtete sich auf seinem Lager auf, während seine schönen Haare verwirrt in das Antlitz hingen, „statt daß ich hier liege, Katt, sollte ich eigentlich in der Seine liegen..“

„Katt, anstatt zu weinen und das arme Kind anzusehen, wodurch es doch im Leben nicht besser wird, solltest Du lieber einen Arzt herbeiholen, und zunächst den Arzt der Mairie, dann aber die Herren Desplein und Bianchon... Wir müssen das unschuldige Geschöpf retten..“

Corentin schrieb die Adressen der beiden berühmten Aerzte auf.

In diesem Augenblick kam ein Mann die Treppe herauf, dem der Weg offenbar sehr bekannt war; gleich darauf öffnete sich die Thür, Peyrade trat in Schweiß gebadet, athemlos, glühend roth und mit fast blutigen Augen herein,

sprang dann von der Thür des Vorzimmers mit einem Satze nach Lydie's Schlafzimmer und rief:

„Wo ist meine Tochter? . . .“

Er sah eine schwermüthige Handbewegung Corentins; der Blick des Vaters folgte der Handbewegung und Peyrade wurde von zwei Giften zu gleicher Zeit ergriffen: das eine vermehrte die Wirkung des andern.

Man kann Lydie's Zustand nur mit dem einer seltenen Blume vergleichen, welche mit unbegrenzter Sorgfalt von einem Gärtner gepflegt und dann von den plumpen Schuhen eines Bauern zertreten wird. Versetzt dieses Bild in das Herz des Vaters selbst, und ihr werdet den Schlag begreifen, den Peyrade empfing. Schwere Thränen traten ihm in die Augen.

„Es weint Jemand! das ist mein Vater!“ sagte das Mädchen.

Lydie vermochte noch ihren Vater zu erkennen; sie verließ ihr Lager und warf sich in dem Augenblicke dem Greise zu Füßen, als dieser auf einen Stuhl zurücksank.

„Verzeihung, Papa! . . .“ rief sie mit einer Stimme aus, welche Peyrade's Herz zerriß, während er einen Schlag, wie mit einer Keule, unter seinem Schädel fühlte.

„Ich sterbe . . . Ha! die Schurken!“ das waren seine letzten Worte.

Corentin wollte seinem Freunde zu Hilfe kommen, empfing aber nur seinen letzten Seufzer.

„Er ist vergiftet! . . .“ dachte Corentin.

Ein Fiacker hielt vor der Thür.

„Gut, da kommt der Arzt!“ rief er aus.

Contenson, der sein Mulattenthum abgewaschen hatte,

blieb wie versteinert in der Thüre stehen, als er Lydie flehen hörte:

„Du verzeihst mir also nicht, mein Vater? . . . Es ist ja nicht meine Schuld!“

Sie bemerkte nicht, daß ihr Vater todt war.

„O! mit was für Augen er mich anstarrt!“ sagte die arme Wahnsinnige.

„Wir müssen sie ihm schließen,“ sagte Contenson, der den todten Peyrade auf das Bett legte.

„Wir begehen eine Narrheit,“ sagte Corentin, „wir müssen ihn lieber in sein Zimmer tragen, denn seine Tochter ist halb wahnsinnig; würde sie plötzlich seinen Tod gewahr, so würde sie sich als seine Mörderin anklagen.“

Als Lydie ihren Vater forttragen sah, blieb sie wie gedankenlos zurück.

„Der war mein einziger Freund!“ sagte Corentin und schien gerührt, als Peyrade auf sein Bett in seinem Schlafzimmer gelegt wurde. „Er hat in seinem ganzen Leben nur einen habsüchtigen Gedanken gehabt, und den hatte er um seiner Tochter willen! . . . Möge Dir das als Lehre dienen, Contenson. Jeder Stand hat seine Ehre: er hatte Unrecht, sich in Privatsachen zu mischen, denn wir haben uns nur mit öffentlichen Angelegenheiten abzugeben. Was aber auch daraus kommen möge, ich schwöre Dir,“ sagte er mit einer Stimme, einem Ausdruck und einem Blick, welche Contenson mit Schrecken erfüllten, „ich schwöre, daß ich meinen armen Peyrade rächen will! Ich werde die Urheber seines Todes und die der Schande seiner Tochter entdecken! . . . Und bei meinem eigenen Egoismus, bei den wenigen Tagen, die mir noch übrig sind und die ich bei dieser Rache auf das Spiel

setze, alle jene Leute sollen um vier Uhr, in voller Gesundheit, mit abgeschorenem Haupte, auf dem Grève-Platze ihr Leben beenden! . . .“

„Und ich werde Euch dabei helfen!“ sagte Contenson gerührt.

Es giebt in der That nichts Ergreifenderes, als das Schauspiel einer Leidenschaft bei einem kalten, leidenschaftslosen und methodischen Manne, bei welchem seit zwanzig Jahren Niemand die geringste Spur von Empfindsamkeit bemerkt hatte. Ein solcher Mann gleicht dann, wenn er einmal von einer Leidenschaft ergriffen wird, einem glühenden Eisen, das ebenfalls Alles in Glut versetzt, was es berührt. Daher fühlte auch Contenson, daß eine vollkommene Umwandlung mit ihm vorgehe.

„Armer Vater Canquoëlle!“ sagte er, „er hat mich oft bewirthet . . . und sehen Sie . . . nur lasterhafte Menschen können solche Dinge vollbringen: oft hat er mir zehn Franken gegeben, um zum Spiele gehen zu können. . .“

Nach dieser unzusammenhängenden Leichenrede gingen Peyrade's Rächer zu Lydie zurück, denn sie hörten Katt und den Mairie-Arzt auf der Treppe.

„Geh zu dem Polizeicommissair,“ sagte Corentin, „der königliche Procurator würde keinen Grund zur Untersuchung finden; dagegen wollen wir der Präfectur einen Bericht machen, das kann vielleicht späterhin noch zu etwas dienen. Mein Herr,“ sagte Corentin darauf zu dem Arzt der Mairie, „Sie werden in diesem Zimmer einen Verstorbenen finden, an dessen natürlichen Tod ich nicht glaube; Sie werden die Leichenschau in Gegenwart des Polizeicommissairs vornehmen, der auf meine Einladung ebenfalls kommen wird.

Suchen Sie die Spuren des Giftes zu entdecken; Sie werden überdieß dabei binnen einigen Augenblicken von den Herren Desplein und Bianchon unterstützt werden, die ich habe ersuchen lassen, die Tochter meines besten Freundes zu besuchen, deren Zustand fast der des Vaters ist, obgleich der Letztere todt ..."

„Ich bedarf der Herren nicht, um mein Handwerk auszuüben ..." sagte der Arzt der Mairie.

„Gut," dachte Corentin. „Verzeihen Sie mir, mein Herr, wenn ich meine Meinung ausspreche," fuhr er darauf fort. „Meine Ansicht ist, daß diejenigen, welche den Vater vergifteten, auch die Tochter entehrt haben."

Lydie hatte ihren Leiden endlich unterlegen und schlief, als der berühmte Chirurg mit dem jungen Arzte eintrat. Der Mairie-Arzt hatte indeß Peyrade geöffnet und forschte nach den Ursachen des Todes.

„Bevor wir die Kranke erwecken," sagte Corentin zu den beiden berühmten Aerzten, „mögen Sie einen Ihrer Collegen bei einer Untersuchung unterstützen, welche jedenfalls Interesse für Sie haben wird, und Ihre Ansicht möchte bei dem aufzunehmenden Protokoll nicht überflüssig sein."

„Ihr Freund ist an einem Schlagfluß gestorben," sagte der Arzt, „es sind alle Beweise von einem ungeheuren Blutandrange nach dem Gehirn vorhanden..."

„Prüfen Sie sorgfältig, meine Herren," sagte Corentin, „und besinnen Sie sich, ob es kein Gift giebt, welches diese Wirkung hervorbringen kann."

„Der Magen war durchaus mit Speisen überfüllt," sagte der Arzt; „eine Spur von einem Gifte ist nicht zu entdecken, und es bliebe nur noch eine chemische Untersuchung übrig."

„Wenn die Symptome des Blutandrangs nach dem Gehirn vollkommen bestätigt sind, so ist das hier hinsichtlich des Alters des Subjects ein genügender Grund des Todes," sagte Desplein und zeigte auf die gewaltige Menge der genossenen Speisen.

„Hat er hier im Hause das Alles gegessen?" fragte Bianchon.

„Nein," sagte Corentin, „er kam von dem Boulevard her, hatte sich athemlos gelaufen und fand seine Tochter entehrt..."

„Athemlos gelaufen! ein Mann von seiner Körperfülle und nach einem solchen Abendessen ..." sagte Desplein.

„Das ist das wahre Gift gewesen," sagte Bianchon.

„Könnte nicht auch eine giftige Substanz dieselbe Wirkung hervorbringen?" sagte Corentin, ohne seine Meinung fahren zu lassen.

„Nur ein Gift kenne ich, welches diese Wirkung hervorzubringen vermocht hätte," sagte Desplain, nachdem er Alles mit Sorgfalt geprüft hatte. „Es kommt von der Insel Java und zwar von einem Gesträuch, das zu der Gattung Strychnos gehört und bisher noch wenig bekannt ist. Die Eingeborenen bedienen sich dieses Giftes, um ihre so gefährlichen Waffen, die Malaiischen Kris, damit zu vergiften."

Der Polizeicommissair erschien in diesem Augenblick. Corentin theilte ihm seinen Verdacht mit und bat ihn, einen Bericht aufzunehmen, indem er ihm sagte, in was für einem Hause und mit was für Leuten Peyrade gespeist habe. Dann weihete er ihn in die Verschwörung ein, welche gegen Peyrade's Leben eingegangen war und in die Gründe des Zustandes, in welchem sich Lydie befand.

Dann begab er sich in das Zimmer des armen Mädchens, welches von Desplein und Bianchon geprüft war; die beiden Aerzte waren eben bereit, sich wieder zu entfernen.

„Nun! meine Herren!“

„Bringen Sie das Mädchen in ein Irrenhaus; wenn es seine Vernunft bei einer Niederkunft nicht wieder gewinnt, vorausgesetzt, daß es schwanger ist, so wird es sein Leben in einem stillen Wahnsinn beendigen. Nur von einem Erwachen des mütterlichen Gefühls, was aber gleichfalls zweifelhaft ist, kann man eine Wiederherstellung erwarten..“

Corentin gab jedem Arzte vierzig Franken in Gold und wandte sich dann an den Polizeicommissair, von dem er sich beim Aermel gezogen fühlte.

„Der Arzt sagt, daß der Tod ein natürlicher sei, und ich kann um so weniger einen Bericht aufnehmen, als es sich um den Vater Canquoëlle handelt; er mischte sich in mancherlei Angelegenheiten ....“ sagte der Polizeicommissair, „und wir können nicht wissen, bei wem wir durch Einleitung einer Untersuchung anstoßen... Solche Leute sterben oft auf Befehl..“

„Ich heiße Corentin,“ sagte Corentin dem Polizeicommissair in das Ohr.

Der Commissair konnte seine Ueberraschung nicht verbergen.

„Schreiben Sie sich wenigstens eine kleine Bemerkung auf,“ sagte Corentin, „wir könnten dieselbe vielleicht später nöthig haben, und senden Sie die Bemerkung nur als geheime Mittheilung ein. Das Verbrechen läßt sich nicht beweisen, und ich weiß, daß die eingeleitete Untersuchung bei den ersten Schritten in das Stocken gerathen würde ...

allein ich werde die Schuldigen einliefern, ich werde sie überwachen und bei der That ertappen."

Der Polizeicommissair empfahl sich Corentin und ging.

„Mein Herr," sagte Katt, „das Fräulein thut nichts, als singen und tanzen ... was soll man nun machen?"

„Ist ihr denn etwas Neues widerfahren?"

„Sie hat erfahren, daß ihr Vater gestorben sei."

„Setzen Sie das Mädchen in einen Fiacker und bringen Sie es unverweilt nach Charenton; ich werde einige Zeilen an den königlichen General-Polizei-Director schreiben, damit sie anständig untergebracht werde. Die Tochter nach Charenton, den Vater in das Loch der Armen!" sagte Corentin. „Contenson, bestell den Armenwagen. ... Jetzt, Abbé, haben wir Beide es mit einander zu thun! ..."

„Der Abbé ist in Spanien!" sagte Contenson.

„Er ist in Paris!" sagte Corentin mit Bestimmtheit; „er hat das spanische Genie aus den Zeiten Philipps II."

---

10. Eine Mausefalle, in welcher sich die Ratte fängt.

Fünf Tage nach dem Verschwinden des Nabobs saß Madame du Valnoble um neun Uhr Morgens an Esthers Bett und weinte, denn es war ihr, als sei ein eiskalter Strom des Elends über sie ausgegossen.

„Wenn ich nur wenigstens hundert Louis jährlicher Einkünfte hätte! Dann, meine Liebe, würde ich mich in irgend eine kleine Stadt zurückziehen und dort Gelegenheit finden, mich zu verheirathen. . .“

„Ich kann Dir das Geld verschaffen, dessen Du bedarfst,“ sagte Esther.

„Und wie?“ fragte Madame du Valnoble.

„O! auf eine sehr leichte Weise. Höre mich an. Du stellst Dich, als wolltest Du Dir das Leben nehmen und spielst diese Komödie auf geschickte Weise; dann läßt Du Asien kommen und bietest ihr zehntausend Franken gegen zwei schwarze Perlen von sehr dünnem Glase, in denen ein Gift ist, das in einer Secunde tödtet; Du bringst mir die Perlen und ich gebe Dir dafür funfzigtausend Franken. . .“

„Warum verlangst Du nicht selbst die Perlen?“ fragte Madame du Valnoble.

„Asien würde sie mir nicht verkaufen.“

„Du willst sie doch aber nicht für Dich haben?“ fragte Madame du Valnoble.

„Vielleicht.“

„Du! die Du inmitten der Freude und des Luxus in einem eigenen Hause wohnst! Am Vorabend eines Festes, von welchem man zehn Jahre sprechen wird! Welches Nüßingen zehntausend Franken gekostet hat. Wie man sagt, wird man, obgleich wir im Februar sind, Erdbeeren, Spargel, Weintrauben und wer weiß, was sonst, auftragen. . . . In den Zimmern wird man für tausend Thaler Blumen aufstellen.“

„Was sagst Du? Nur auf der Treppe stehen für tausend Thaler Rosen!“

„Man sagt, daß Deine Toilette zehntausend Franken koste.“

„Ja, und seine Frau, Delphine, ist wüthend darüber. Allein ich verlangte, wie eine Braut gekleidet zu sein.“

„Wo sind die zehntausend Franken?“ fragte Madame du Valnoble.

„Es ist mein ganzes Geld,“ sagte Esther lächelnd. „Oeffne meine Toilette, Du wirst die Bankbillette unter meinen Papilloten finden. . .“

„Wenn man davon spricht, daß man sterben will, so nimmt man sich das Leben nicht,“ sagte Madame du Valnoble. „Wenn Du freilich ein . . .“

„Ein Verbrechen begehen wolltest? Schäme Dich!“ sagte Esther zu ihrer Freundin.

„Du kannst ruhig sein,“ fuhr dann Esther fort, „ich will Niemand vergiften. Ich hatte eine Freundin, ein sehr glückliches Weib, die ist gestorben, und ich will ihr folgen ... das ist Alles.“

„Bist Du dumm! ...“

„Was willst Du! wir hatten es uns versprochen.“

„Laß Dir den Wechsel protestiren,“ sagte die Freundin lächelnd.

„Thue, was ich Dir sage und gehe. Ich höre eine Kutsche vorfahren, es wird Nüßingen sein, der Mann verliert seinen Verstand durch sein Glück. Wie er mich liebt... warum kann man nicht immer die lieben, welche uns lieben? ...“

„Ei, siehe da,“ sagte Madame du Valnoble, „das ist die Geschichte vom Häring, welcher der verschlagenste aller Fische ist.“

„Warum?“

„Nun! man hat es nie erfahren können.“

„So geh' doch, mein Engel! Ich muß ihn ja um die funfzigtausend Franken für Dich bitten.“

„Nun, so leb' wohl! ...“

Seit drei Tagen hatte sich Esther in ihrem Benehmen gegen den Baron von Nüßingen vollkommen umgewandelt und aus dem Affen war ein Kätzchen, aus dem Kätzchen ein Weib geworden. Esther überschüttete den Greis mit den Schätzen der Liebe und war reizend gegen ihn. In ihren Reden lag keine Spur mehr von Bosheit oder Bitterkeit; sie waren voll zärtlicher Schmeicheleien und hatten den Geist des plumpen Banquiers mit Ueberzeugung erfüllt: sie nannte ihn Friedrich und er glaubte sich geliebt.

„Mein armer Friedrich, ich habe Dich schwer geprüft,“ sagte sie zu ihm, „ich habe Dich sehr gequält und Du hast eine unvergleichliche Geduld geübt. Ich sehe, daß Du mich liebst ... und werde Dich dafür belohnen. Du gefällst mir jetzt und ich weiß nicht, wie es mir möglich sein konnte, Dir einen jungen Mann vorzuziehen. Vielleicht ist es die Folge der Gewohnheit, mit der Zeit entdeckt man, daß die Freude das Vermögen des Herzens ist, und es ist nicht mehr schmeichelhaft, um der Freude willen geliebt zu werden, als um des Geldes willen geliebt zu sein. Junge Männer sind auch überdieß zu selbstsüchtig, sie denken mehr an sich, als an uns; während Du nur an mich denkst. Ich bin Dein ganzes Leben. Daher verlange ich auch nichts weiter von Dir und will Dir beweisen, in welchem Grade ich uneigennützig bin.“

„Ich habe Ihnen nichts gegeben,“ sagte der Baron entzückt, „ich gedenke Ihnen morgen dreißigtausend Franken Rente zu bringen ... das soll Ihr Hochzeitsgeschenk sein...“

Esther umarmte Nüßingen so herzlich, daß er erbleichte.

„O!“ sagte sie, „glauben Sie nicht, daß ich Sie um der dreißigtausend Franken Rente willen umarme, es geschieht das nur aus Liebe, mein dicker Friedrich...“

„O! mein Gott, warum wollten Sie mich erst prüfen ... ich hätte schon seit drei Monaten so glücklich sein können...“

„Sind das dreiprocentige oder fünfprocentige?“ fragte Esther, indem sie in Nüßingens Haare faßte und dieselben nach ihrer Laune ordnete.

„Dreiprocentige ... ich hatte deren in Menge.“

Der Baron frühstückte mit seiner Geliebten und ver-

nahm die Wünsche, welche sie noch für den nächsten Tag hatte, für diesen Sonnabend, welcher der größte Tag seines Lebens sein sollte!

„Nehmen Sie, meine kleine Geliebte, meine einzige Geliebte," sagte der Banquier heiter, während sein Antlitz von Freude erstrahlte, „hier habe ich Ihnen so viel mitgebracht, daß Sie damit für Ihr ganzes Leben die Ausgaben der Küche bestreiten können."

Esther nahm die Staatspapiere ohne die geringste Aufregung, legte sie zusammen und that sie dann in ihre Toilette.

„Sind Sie nun zufrieden," sagte sie und klatschte Nüßingen auf die Backe, „daß ich endlich etwas von Ihnen annehme? Ich kann Ihnen nun nicht mehr die Wahrheit sagen, denn ich theile die Frucht von dem, was Sie Ihre Arbeiten nennen . . . es ist das kein Geschenk, mein armer Junge, es ist eine Wiedererstattung. . . Pfui, nehmen Sie Ihre Börsenmiene nicht an. Du weißt ja, daß ich Dich lieb habe."

„Meine schöne Esther, mein Engel der Liebe," sagte der Banquier, „sprechen Sie nicht auf solche Weise . . . es würde mir ganz gleich sein, ob mich die ganze Welt für einen Schurken hielte, wenn ich nur in Ihren Augen ein rechtschaffener Mann bliebe . . . ich liebe Sie immer mehr und mehr."

„Das ist auch mein Wunsch," sagte Esther. „Daher werde ich Dir auch kein Wort wieder sagen, was Dir Kummer machen könnte, mein lieber Junge, denn Du bist so unschuldig geworden, wie ein Kind... Wahrhaftig, dicker Bösewicht, Du hast nie Unschuld besessen, und die unbedeutende Unschuld, welche Du auf diese Welt mitbrachtest, verschwand

gewiß sehr bald, bis sie nach Deinem sechzigsten Jahre wiederkehrte, durch die Liebe zurückgeführt wurde. Eine solche Erscheinung findet oft bei Greisen Statt ... deßhalb habe ich Dich auch endlich lieb gewonnen, denn Du bist jung geworden, sehr jung... Nur ich werde diesen verjüngten Friedrich kennen gelernt haben, ich allein! ... Alle Anderen, die Dich seit dem funfzehnten Jahre kannten, kannten Dich wohl nur als Banquier ... schon auf der Schule hast Du gewiß Deinen Mitschülern einen Schieferstift geborgt, aber unter der Bedingung, daß sie Dir zwei wiedergeben ..."

Sie sprang auf seinen Schooß, als sie ihn lächeln sah.

„Nun! Du kannst thun, was Du willst, plündere die Menschen ,.. ich werde Dich dabei unterstützen. Es verlohnt sich nicht der Mühe, daß man die Menschen liebt. Napoleon schlug sie wie Fliegen todt. Ob sie Dir oder dem Staate ihre Steuern abtragen, das bleibt sich eigentlich gleich ... und noch besser ist es, sie steuern an Dich, denn mit dem Staate kann ich keine Liebschaft anknüpfen ... ich habe nachgedacht und gefunden, daß Du Recht hast ... scheere die Schafe ... nach Béranger ist das schon im Evangelium begründet ... umarme Dein Liebchen ... sag' einmal, willst Du wirklich der armen Valnoble die Möbel in der Wohnung in der Rue Taitbout schenken? Und morgen wirst Du ihr funfzigtausend Franken übergeben! Das wird Dir sehr gut anstehen, mein Schäfchen. Du hast Falleix zu Grunde gerichtet, und man fängt schon an, deßhalb Zeter über Dich zu schreien; eine solche Großmuth wird dagegen eine babylonische scheinen und alle Frauen werden von Dir sprechen! ... O! nur von Dir wird die Rede sein, während Niemand

an Falleix denken wird. Auf solche Weise legt man das Geld auf den guten Ruf an! ..."

„Du hast Recht, mein Engel, Du kennst die Welt."

„Es ist von jeher meine Aufgabe gewesen, die Welt kennen zu lernen," entgegnete sie, „und Du erkennst jetzt, wie sehr mir die Angelegenheiten, der Ruf und die Ehre meines Geliebten am Herzen liegen... Geh, und hole mir die funfzigtausend Franken..."

Sie wollte sich von Herrn von Nüßingen befreien, um einen Wechselagenten kommen lassen zu können und noch an demselben Tage ihre Staatspapiere zu verkaufen.

„Warum? ..."

„Ei, mein Schäfchen, wir müssen das Geld auf eine feine Weise darbringen, vielleicht einen Fächer damit umwickeln. Du sagst dann zu ihr: „Hier, meine Dame, ist ein Fächer, der Ihnen vielleicht gefallen wird." Man hält Dich dann für einen Turcaret, oder Du giltst für einen Beaujon!"

„Herrlich! herrlich!" rief der Baron aus, „so werde ich also für einen geistreichen Mann gelten! ... Ja, ich werde Ihre Worte wiederholen..."

Als sich die arme Esther auf einen Stuhl setzte, ermüdet von der Anstrengung, die sie nöthig gehabt hatte, um ihre Rolle zu spielen, trat Europa ein.

„Meine Dame," sagte sie, „da ist ein Bote vom Quai Malaquais, welchen Célestin, der Kammerdiener des Herrn Lucien, abgeschickt hat..."

„Er mag herein kommen! ... Aber nein, ich werde ihn im Vorzimmer erwarten."

„Er hat einen Brief von Célestin für Madame."

Esther eilte in das Vorzimmer, blickte den Boten forschend an, konnte aber nichts Verdächtiges an ihm erkennen.

„Sag ihm, daß er herunter komme! ...“ sagte Esther mit schwacher Stimme und sank auf einen Stuhl, nachdem sie den Brief gelesen hatte, „Lucien will sich das Leben nehmen ...“ sagte sie dann Europa in das Ohr. „Bringe ihm sogleich den Brief.“

Der Abbé, welcher noch immer die Kleidung eines Reisedieners beibehalten hatte, kam sogleich herunter und sein Blick fiel zunächst auf den Boten, als er in dem Vorzimmer einen Fremden erblickte.

„Du sagtest mir, daß Niemand da wäre,“ sagte er Europa in das Ohr.

Aus übergroßer Vorsicht ging er sogleich in den Salon, nachdem er den Boten aufmerksam betrachtet hatte.

Trompe-la-Mort wußte nicht, daß der berühmte Chef der Sicherheits-Polizei, welcher ihn in der Maison-Vauquer festgenommen hatte, seit einiger Zeit einen Nebenbuhler habe. Dieser Nebenbuhler war der Bote.

„Man hat Recht,“ sagte der falsche Bote zu Contenson, der ihn auf der Straße erwartete. „Der Mann, welchen Sie mir geschildert haben, ist in dem Hause; allein das ist kein Spanier, und ich verwette meinen Kopf, daß unter seinem Priestergewande einer unserer Galeerensklaven steckt.“

„Er ist eben so wenig ein Priester, wie er ein Spanier ist,“ sagte Contenson.

„Ich bin Ihrer Meinung,“ sagte der Chef der Sicherheits-Brigade.

„O! wenn wir Recht hätten,“ sagte Contenson.

Lucien war in der That zwei Tage abwesend gewesen und man hatte diese Abwesenheit benutzt, um jene Falle aufzustellen; allein noch am Abende desselben Tages kehrte er zurück und Esthers Besorgniß wurde gemildert.

---

11. Ein Lebewohl.

Als am folgenden Morgen die Buhlerin ihr Bad verlassen und sich wieder in das Bett gelegt hatte, trat ihre Freundin ein.

„Ich habe die beiden Perlen ...“ sagte sie zu ihr.

„Laß sehen! ...“ sagte Esther, indem sie sich aufrichtete und mit ihrem hübschen Ellenbogen auf ein mit Spitzen besetztes Kopfkissen stützte.

Madame du Valnoble zeigte zwei Perlen, welche schwarzen Beeren glichen.

Der Baron hatte Esther zwei von jenen Windhunden von berühmter Race gegeben, welche den Namen des großen Dichters unserer Zeit führen, welcher sie in die Mode gebracht hat; die Buhlerin, die stolz auf diese Hunde war, hatte ihnen die Namen ihrer Ahnen gegeben: Romeo und Julie. Es würde überflüssig sein, wollten wir von der Schönheit und Anmuth dieser Thiere sprechen, welche für das Zimmer geschaffen schienen und deren Sitten etwas von dem englischen Stolz hatten.

Esther rief Romeo herbei und Romeo kam auf seinen

schlanken und doch so nervigen, beugsamen und doch so festen Beinen, und blickte seine Gebieterin an. Esther machte eine Bewegung, als wollte sie ihm eine der beiden Perlen zuwerfen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

„Sein Name bestimmt ihn zu einem solchen Tode,“ sagte Esther, und warf ihm eine von den Perlen zu, welche Romeo zwischen seinen Zähnen zermalmte.

Der Hund stieß keinen Schrei aus, sondern drehte sich einmal im Kreise herum und fiel dann todt nieder.

„Ach! mein Gott!“ rief Madame du Valnoble aus.

„Du hast einen Fiacker, nimm den seligen Romeo mit,“ sagte Esther. „Sein Tod würde hier ein Aufsehen erregen ... beeile Dich; heute Abend wirst Du Deine funfzigtausend Franken empfangen...“

Diese Worte wurden mit der Ruhe und vollkommenen Empfindungslosigkeit einer Buhlerin ausgesprochen.

„Ich werde sagen, daß ich Dir Romeo geliehen habe und daß er bei Dir gestorben ist! Komm etwas früh und kleide Dich recht schön...“

Um fünf Uhr Abends kleidete sich Esther, wie eine Braut. Sie zog ihren mit Spitzen besetzten Ueberrock über ein Gewand von weißer Seide, legte einen weißen Gürtel um, bekleidete ihre Füße mit Schuhen von weißer Seide und warf über ihre schönen Schultern ein Schalytuch von englischen Spitzen. Ihr Haupt schmückte sie mit natürlichen weißen Camellien, indem sie den Kopfputz einer Jungfrau nachahmte. Auf ihre Brust hing eine Perlenschnur herab, die zwölftausend Franken gekostet und Nüßingen ihr gegeben hatte. Obgleich ihr Anzug schon um sechs Uhr beendet war, so hatte sie doch ihre Thür für Jedermann geschlos-

sen, selbst für Nüßingen. Europa wußte, daß Lucien zuerst in das Schlafgemach eingeführt werden sollte.

Lucien erschien um sieben Uhr, und Europa wußte ihn zu ihrer Herrin zu führen, ohne daß Jemand seine Ankunft bemerkte.

Als Lucien Esther sah, fragte er sich: „Warum nehme ich die nicht mit mir nach Rubempré und lebe mit ihr fern von der Welt, ohne je nach Paris zurückzukehren? ... Ich habe eine fünfjährige Bürgschaft von ihr erhalten und dieses liebe Geschöpf hat einen Charakter, der sich nimmer untreu werden kann! ... Wo kann ich ein ähnliches Meisterwerk finden?“

„Mein Freund, Du, den ich zu meinem Abgott gemacht habe,“ sagte Esther, und knieete vor Lucien auf ein Kissen nieder, „segne mich...“

Lucien wollte Esther wieder aufrichten und ihr einen Kuß geben, während er zu ihr sagte: „Wozu dieser Scherz, meine liebe Geliebte?“

Er versuchte Esther zu umfassen, sie aber entwand sich ihm mit einer Bewegung, welche eben so viel Ehrerbietung, wie Abscheu ausdrückte.

„Ich bin Deiner nicht mehr würdig, Lucien,“ sagte sie und ließ ihren Thränen freien Lauf. „Ich bitte Dich, segne mich und gelobe mir, daß Du im Hotel-Dieu zwei Betten stiften willst; denn was die Gebete in der Kirche betrifft, so wird Gott nur mir selbst verzeihen ... ich habe Dich zu sehr geliebt. Sag mir, daß ich Dich glücklich gemacht habe, daß Du bisweilen an mich denken wirst ... sag mir das!“

Lucien erblickte so viel Aufrichtigkeit und Natürlichkeit in Esthers Worten, daß er nachdenkend wurde.

„Du willst Dir das Leben nehmen," sagte er endlich in einem Tone, welcher ein tiefes Nachdenken verrieth.

„Nein, mein Freund; aber heute stirbt das reine, keusche, liebende Weib, welches Du besessen hast ... und ich fürchte, daß mir der Kummer das Leben nehmen möchte! ..."

„Armes Kind, warte!" sagte Lucien, „ich habe seit zwei Tagen große Anstrengungen gemacht und es ist mir gelungen, bis zu Clotilde zu dringen."

„Immer Clotilde! ..." sagte sie im Tone einer unterdrückten Wuth.

„Ja," versetzte er, „wir haben einander geschrieben... Am Dienstag Morgen reist sie ab, und auf dem Wege nach Italien werde ich in Fontainebleau mit ihr zusammentreffen..."

„Was für Wesen verlangt Ihr Männer zu Frauen?... Latten!... Wenn ich sieben oder acht Millionen hätte, dann würdest Du mich wohl heirathen? ..."

„Kind, ich habe Dir schon gesagt, daß ich nur Dich heirathen werde, wenn mir keine Aussicht auf Clotilde bleibt."

Esther senkte ihr Haupt.

„Du liebst mich also? Ich bin also die Einzige in Deinem Herzen?" fragte sie und blickte ihn mit tiefer Schwermuth an. „Nun! ich will das für meinen Segen halten, gieb Dir aber keine Blöße, geh durch diese Nebenthür und thue dann, als trätest Du aus dem Vorzimmer in den Salon. Küss' mich auf die Stirn."

Sie umarmte Lucien, drückte ihn fest an ihr Herz und sagte dann mit einer schrecklichen Betonung: „Geh fort!..."

Als die Sterbende in dem Salon erschien, wurde die allgemeine Bewunderung laut: Esthers Augen strahlten die Ewigkeit zurück, in welche sich ihre Seele jetzt verlor, das Schwarz ihrer Haare hob die weißen Camellien noch mehr. Kurz, sie hatte alle Wirkungen erreicht, nach denen sie gestrebt hatte: sie hatte keine Nebenbuhlerin; sie erschien als der höchste Ausdruck des zügellosen Luxus, von dessen Schöpfungen sie umgeben war. Auch ihr Geist leuchtete glänzend. Sie beherrschte die Orgien mit jener kalten und ruhigen Gewalt, welche Habeneck im Conservatorium entfaltet, in jenen Concerten, bei denen die ersten Künstler Europa's das Höchste der Kunst erreichen, während sie Beethoven oder Mozart erklären. Mit Schrecken bemerkte sie jedoch, daß Nüßingen wenig aß, fast gar nicht trank und den Hausherrn spielte.

Um Mitternacht war Niemand mehr vernünftig. Man zerbrach die Gläser, damit sie nie wieder dienten. Zwei chinesische Vorhänge wurden zerrissen. Bixiou war zum ersten Male in seinem Leben trunken. Niemand konnte sich mehr aufrecht halten, die Frauen waren auf den Divans eingeschlafen und der Scherz, welchen die Gäste beabsichtigt hatten, konnte nicht ausgeführt werden: sie hatten sich nämlich, mit Lichtern in den Händen, in zwei Reihen aufstellen und die Buona sera aus dem Barbier von Sevilla singen wollen, während Esther und Nüßingen zwischen ihnen durch nach dem Schlafzimmer gingen.

Nüßingen reichte Esther die Hand. Bixiou sah das und, obschon trunken, hatte er doch noch Kraft, wie Rivarol bei der letzten Verheirathung des Herzogs von Richelieu zu rufen:

„Man sollte den Polizeipräfect benachrichtigen ... es wird ein schlechter Spaß gespielt werden."

Bixiou glaubte zu scherzen; aber er sagte prophetische Worte.

---

12. Nüßingens Klagen.

Erst am Montage um die Mittagszeit kam Herr von Nüßingen wieder nach Hause.

Um ein Uhr sagte sein Wechselagent zu ihm, daß Fräulein Esther van Bogseck bereits am Freitage ihre dreißigtausend Franken Rente verkauft und den Werth in Empfang genommen habe.

„Aber, Herr Baron," fuhr er fort, „auch der erste Schreiber des Herrn Derville ist bei mir gewesen, und als er den wahren Namen des Fräulein Esther gesehen hatte, sagte er mir, daß sie die Erbin eines Vermögens von sieben Millionen sei."

„Bah!"

„Ja, sie wäre die einzige Erbin des alten Wucherer Gobseck... Derville wird die Sache berichtigen. Wenn die Mutter Ihrer Geliebten die schöne Holländerin ist, so ist sie die Erbin."

„Ich weiß es," sagte der Banquier, „sie hat mir ihr Leben erzählt. — Ich werde jetzt ein paar Zeilen an Derville schreiben! ..."

Der Baron setzte sich an seinen Schreibtisch, faßte ein kleines Briefchen an Derville ab und schickte es durch einen seiner Bedienten ab. Dann ging er auf die Börse und um drei Uhr begab er sich zu Esther.

„Madame hat verboten, sie unter irgend einem Vorwande zu erwecken; sie hat sich zu Bett gelegt und schläft."

„Ha! Teufel!" rief der Baron. „Europa, sie wird gewiß nicht böse werden, wenn sie hört, daß sie jetzt eine der reichsten Damen ist... Sie hat sieben Millionen geerbt. Der alte Gobseck ist gestorben und hat diese sieben Millionen hinterlassen, und Deine Herrin ist seine einzige Erbin, da ihre Mutter Gobsecks leibliche Nichte war... Ich konnte mir nicht denken, daß ein Millionair, wie er, Esther im Elende lassen würde...."

„Nun! dann ist Eure Herrschaft zu Ende, alter Banktänzer," sagte Europa und schaute den Baron mit einer Grobheit an, die einer Zofe aus einem Molièreschen Lustspiele würdig war. „Alter Rabe aus dem Elsaß! ... Du wirst von ihr gerade so geliebt, wie man die Pest liebt! Gott der Götter! Millionen! ... Nun kann sie ihren Geliebten heirathen! O! wie wird sie zufrieden sein!"

Modeste Servien ließ den Baron von Nüßingen vollkommen niedergeschmettert stehen, um die Erste zu sein, welche ihrer Herrin das neue Glück mittheilte. Der Greis, der von übermenschlicher Wollust trunken war, und schon an sein Glück gedacht hatte, fühlte sich durch eine Kaltwasser-Douche abgekühlt, und das in einem Augenblick, wo seine Liebe den höchsten Grad der Glut erlangt hatte.

„Sie hat mich getäuscht!" rief er mit Thränen in den Augen aus. „Sie hat mich getäuscht! ... O Esther ...

o mein Leben . . . wie dumm bin ich auch gewesen! Wachsen solche Blumen je für Greise... Mit allen meinen Reichthümern vermag ich keine Jugend zu erkaufen! ... O mein Gott! ... was soll ich thun? was soll aus mir werden? Sie hat Recht, diese grausame Europa. Esther, die nun reich ist, wird mich verschmähen. Was ist aber das Leben ohne Liebe? ... ohne die göttliche Flamme der Wonne, an der ich mich gewärmt habe? ... Mein Gott!“

Der arme Greis riß die falschen Haare ab, mit denen er seit drei Monaten seine grauen Haare bedeckt hatte. . .

Dann stieß Europa plötzlich einen lauten Schrei aus, so daß Nüßingen in seinem Innersten erbebte; er erhob sich und schritt vorwärts; allein seine Beine waren schwer geworden, weil er den Becher der Entzauberung eben geleert hatte. Nichts benebelt mehr, als der Wein des Unglücks.

Als der unglückliche Liebhaber in die Thür des Schlafzimmers getreten war, sah er Esther regungslos auf ihrem Bette liegen. Ihr Gesicht war blau geworden! Er schritt bis an das Bett vor und sank dann vor demselben in die Kniee.

„Du hast Recht, sie hatte es mir gesagt! ... Sie ist an mir gestorben!“

Paccard, Asien und alle andern Hausgenossen eilten herbei. Alle waren überrascht und trostlos. Der Baron wurde wieder Banquier, faßte einen Verdacht und beging die Unvorsichtigkeit, daß er fragte, wo die siebenhunderttausend Franken Staatspapiere wären. Paccard, Asien und Europa blickten einander auf eine so merkwürdige Weise an, daß sich der Baron auf der Stelle entfernte und an einen Diebstahl und Meuchelmord glaubte.

Europa bemerkte unter dem Kopfkissen ein kleines Packet, dessen Weichheit darauf deutete, daß es Bankbillette enthalte. Sie gab vor, die Todte zurecht legen zu müssen.

„Bring dem Herrn die Nachricht von dem Vorgefallenen, Asien!“ sagte sie. „Zu sterben, während eine Erbschaft von sieben Millionen wartet! Gobseck war der Oheim der seligen Madame!“

Paccard bemerkte, daß Europa sich des kleinen Packets bemächtigte. Sobald Asien den Rücken gewandt hatte, entsiegelte Europa das Packet, auf welches die arme Buhlerin die Worte geschrieben hatte: „Für Herrn Lucien de Rubempré!“

Siebenhundert Tausendfrankenbillette leuchteten Modeste Servien in die Augen und sie sagte:

„Das wäre wohl genug, um für den Rest seiner Tage glücklich und rechtschaffen leben zu können!“

Paccard antwortete nichts: seine Diebesnatur war stärker als seine Anhänglichkeit an Trompe-la-Mort.

„Durut ist todt,“ antwortete er und nahm die Summe; „ich bin nicht verheirathet, wir wollen uns mit einander aus dem Staube machen.... Erst wollen wir theilen, damit wir nicht alle Eier in einen Korb legen, und dann uns verheirathen.“

„Wo verbergen wir uns?“ fragte Modeste.

„In Paris ...“ antwortete Paccard.

Modeste und Paccard schlichen sogleich mit der Eile zweier Diebe die Treppe hinab.

„Mein Kind,“ sagte Trompe-la-Mort zu der Malaiin, als ihm dieselbe das Vorgefallene mitgetheilt hatte, „siehe zu, ob ein Brief von Esther vorhanden ist, während ich ein

Testament in bester Form niederschreibe; Du trägst dann zu Girard das Testament und den Brief, und läßt ihn sich beeilen, denn das Testament muß unter Esthers Kopfkissen gelegt werden, ehe man die Thüren versiegelt."

Dann schrieb er folgendes Testament nieder:

„Da ich Niemand je in der Welt geliebt habe, als Herrn Lucien Chardon de Rubempré, und fest entschlossen bin, lieber mein Leben zu beenden, als in das Laster und ehrlose Dasein zurückzusinken, aus welchem seine christliche Liebe mich gerissen hat, so schenke und vermache ich dem besagten Lucien Chardon de Rubempré Alles, was ich an dem Tage meines Todes besitze, jedoch unter der Bedingung, daß er in der Kirche von Saint-Roch eine Messe für ewige Zeiten zum Andenken an die stifte, welche ihm Alles geweiht hat, selbst ihren letzten Gedanken.

Esther Gobseck."

„Das ist ganz ihr Stil!" dachte Trompe-la-Mort.

Um sieben Uhr Abends war das Testament geschrieben, versiegelt und durch Asien unter Esthers Kopfkissen gelegt.

„Mein Herr," sagte sie, nachdem sie eilig die Treppe wieder hinangelaufen war, „als ich eben das Schlafzimmer verließ, trat die Polizei in das Haus . . ."

„Du willst sagen, der Friedensrichter? . . ."

„Nein, mein Herr; es war wohl ein Friedensrichter dabei, allein er wurde von Gendarmen begleitet. Der königliche Procurator und der Instructionsrichter sind auch dabei . . . die Thüren werden bewacht."

„Dieser Tod hat viel Aufsehen erregt! . . . ." sagte Collin.

„Europa und Paccard sind nicht zu sehen; ich befürchte, daß sie die siebenhunderttausend Franken über die Seite gebracht haben," sagte Asien zu ihm.

„Ha! die Kanaillen!" sagte Trompe-la-Mort. „Durch diesen Diebstahl richten sie uns zu Grunde! ..."

---

13. Corentins Rache beginnt.

Die menschliche Gerechtigkeit, und zwar die Pariser Gerechtigkeit, das will sagen, die geistreichste, die mißtrauischste, die gewandteste und unterrichtetste von allen Gerechtigkeiten, legte endlich ihre Hand an die Fäden dieses schrecklichen Gewebes von Abscheulichkeiten.

Der Baron von Nüßingen hatte die Wirkungen einer Vergiftung erkannt und seine siebenhunderttausend Franken nicht gefunden, weßhalb er sogleich vermuthete, daß eine von den gehässigen Personen, die ihm so sehr mißfielen, Paccard oder Asien, des Verbrechens schuldig wäre.

In seiner ersten Wuth eilte er nach der Polizei-Präfectur. Das gab ein Läuten mit der Sturmglocke, welches alle Nummern Corentins versammelte.

Die Präfectur, die Gendarmerie, der Polizeicommissair, der Friedensrichter, der Instructionsrichter, Alles war auf den Beinen. Um neun Uhr Abends wurde die arme Esther von drei Aerzten untersucht, und das peinliche Verfahren begann.

Trompe-la-Mort, der durch Asien von dem Vorgefallenen benachrichtigt wurde, sagte:

„Man weiß nicht, daß ich hier bin, ich kann gehen!“

Er hob eine der Luken seiner Dachkammer empor und schlüpfte mit unbegreiflicher Behendigkeit auf das Dach hinaus. Hier richtete er sich empor und prüfte mit der Kaltblütigkeit eines Dachdeckers seine Umgebungen.

„Gut,“ dachte er, als er fünf Häuser weiter, in der Rue de Provence, einen Garten sah, „nun bin ich gerettet.“

„Gehorsamster Diener,“ antwortete Contenson, der hinter einem Schornstein hervortrat, „Du magst Herrn Camusot erklären, was Du für eine Messe auf den Dächern hast lesen wollen, Herr Abbé, besonders aber, warum Du entfliehen wolltest. . .“

„Ich habe Feinde in Spanien,“ sagte Trompe-la-Mort.

„Wollen wir durch Dein Dachkämmerchen zurückkehren?“ fragte Contenson.

Der falsche Spanier stellte sich, als wollte er nachgeben, schritt dann aber plötzlich wieder zurück, stützte sich gegen einen Vorsprung des Daches und versetzte Contenson einen so heftigen Stoß, daß der Spion auf die Rue Saint-George hinunterstürzte und hier, wie auf seinem Felde der Ehre, starb.

„Ein unglücklicher Zufall,“ sagte Jacques Collin, der nun ruhig auf sein Dachkämmerchen zurückkehrte und sich in das Bett legte.

„Gieb mir etwas, wodurch ich recht krank werde, ohne zu sterben,“ sagte er zu Asien. „Befürchte nichts, ich bin Priester und werde Priester bleiben. Ich habe mir eben nur auf die natürlichste Weise von der Welt den einzigen Mann vom Halse geschafft, der mich hätte entlarven können.“

Um sieben Uhr Abends war Lucien in einem Postkabriolet abgefahren, nachdem er sich des Morgens einen Paß nach Fontainebleau genommen hatte, wo er gegen Mitternacht anlangte. Er stieg in dem letzten Gasthause an der Straße nach Nemours ab, und entfernte sich am folgenden Tage gegen sechs Uhr Morgens zu Fuß, um sich in den Wald von Fontainebleau zu begeben, in welchem er bis Bouron vorwärts ging.

„Da bin ich," sagte er.

Er setzte sich auf einen der Felsen, von welchem aus man die schöne Landschaft von Bouron erblickt, jenen unglücklichen Ort, wo Napoleon am Vorabende seiner Entsagung noch einen riesigen Gewaltstreich zu vollbringen hoffte.

Als es Tag wurde, hörte er einen Postwagen rollen und sah eine Britschka vorüberfahren, in welcher die Leute der jungen Herzogin von Lenoncourt-Chaulieu und die Kammerjungfer Clotildens von Grandlieu saßen.

„Da sind sie," dachte Lucien; „nun kommt es darauf an, daß wir die Posse gut durchspielen und ich bin gerettet, und werde der Schwiegersohn des Herzogs wider seinen Willen."

Eine Stunde später ließ die Berline, in welcher die beiden Frauen saßen, jenes so leicht erkennbare Rollen eines eleganten Wagens hören; die beiden Damen hatten verlangt, daß man an dem Abhange von Bouron einige Zeit verweile, und der hintenaufsitzende Kammerdiener ließ die Berline halten. In diesem Augenblicke trat Lucien vor.

„Clotilde!" rief er und pochte an die Glasscheiben der Wagenthür.

„Nein," sagte die junge Herzogin, „er darf nicht in den Wagen steigen, meine Liebe, und wir können nicht mit ihm

allein sein. Sprich noch einmal mit ihm, dagegen habe ich nichts, doch muß es geschehen, so lange wir zu Fuß gehen und Baptiste uns folgt ... der Tag ist schön, wir sind warm gekleidet und dürfen daher die Kälte nicht fürchten. Die Kutsche wird uns folgen."

Die beiden Damen stiegen aus.

„Baptiste," sagte die junge Herzogin, „der Postillon kann langsam fahren, wir wollen ein wenig zu Fuß gehen und Sie können uns begleiten."

Madeleine von Mortsauf nahm Clotilde an den Arm und schien es nicht zu merken, als Lucien mit ihr sprach.

So gingen sie mit einander bis zu dem kleinen Dorfe Grey. Es war acht Uhr und Clotilde verabschiedete Lucien.

„Nun, mein Freund," schloß sie mit edler Würde ihre Rede, „ich werde mich nie mit Jemand anders, als mit Ihnen, verheirathen. Lieber will ich an Sie glauben, als an die Menschen, an meinen Vater und meine Mutter... Gewiß hat nie ein Mädchen einen stärkern Beweis von Anhänglichkeit gegeben, ist es nicht so? ... Jetzt suchen Sie die unglücklichen Gerüchte zu widerlegen, welche auf Ihnen lasten..."

Als sie diese Worte gesagt hatte, hörte man den Galop mehrerer Pferde, und gleich darauf umgab die Gendarmerie zum großen Staunen der beiden Damen die kleine Gruppe.

„Was wollen Sie?" fragte Lucien.

„Sie sind Herr Lucien von Rubempré," sagte der königliche Procurator von Fontainebleau.

„Ja, mein Herr."

„Sie werden heute Abend in der Force schlafen," antwortete er, „ich habe einen Befehl zu Ihrer Verhaftung erhalten."

„Wer sind diese Damen?“ fragte der Brigadier.

„Ach ja, entschuldigen Sie, meine Damen, Ihre Pässe, denn Herr Lucien soll mit recht hübschen Mädchen Bekanntschaften haben, welche ihn bei seinen verbrecherischen Unternehmungen unterstützen.“

„Sie halten die Herzogin von Lenoncourt für eine Dirne!“ sagte Madeleine mit einem ernsten Blick auf den königlichen Procurator. „Batiste! zeigen Sie unsere Pässe vor.“

„Welches Verbrechens ist der Herr angeklagt?“ fragte Clotilde, die von der Herzogin nach der Kutsche zurückgedrängt wurde.

„Eines Diebstahls und eines Meuchelmords!“ antwortete der Brigadier der Gendarmerie.

Baptiste trug Fräulein von Grandlieu ohnmächtig in die Berline.

Um Mitternacht trat Lucien in das Gefängniß la Force, in welches er ganz insgeheim gebracht wurde. Der Abbé Carlos Herrera befand sich schon seit dem gestrigen Tage daselbst.

(Ende.)

(Ende des einundsechzigsten Bandes.)

Bibliothek München

Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage der G. Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg sind ferner folgende Unterhaltungsschriften erschienen:

Ina, das geraubte Mädchen aus Algier, oder schreckliche Abenteuer und Schicksale eines jungen Spaniers. Vom Verfasser des „Fiorenzo". 2 Theile. Mit 1 Kupfer. 2. Auflage. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Johann von Schwaben, oder die Ermordung des Kaisers Albrecht. Historisch=romantisches Gemälde aus dem dreizehnten Jahrhundert vom Verfasser des „Albert von Reinstein", der „Paulowna" 2c. (H. Müller.) 2 Theile. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Johanna. die Heldin der Bluthochzeit. Ein Roman vom Verfasser der „Paulowna" (H. Müller). 3 Theile. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Joseph und Wilhelmine, oder der Liebe Sieg über den Glauben. Geschichte eines Juden und einer Christin. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Irmgard (Ant.). — Ritter **Roland's** Leben und Thaten, Kreuz= und Querzüge, Irrfahrten und Abenteuer. Geschichtlicher Roman. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Irving (Washington). — **Astoria,** oder die Unternehmung jenseit des Felsengebirges. Aus dem Englischen von A. von Treskow. 2 Bde. 8. Velinp. geh. 2 Thlr. 4 Gr.

— Abenteuer des Capitain **Bonneville,** oder Scenen jenseit des Felsengebirges im fernen Westen. Aus dem Englischen von A. von Treskow. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr. 8 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 61

Quedlinburg und Leipzig 1845

P.o.gall. 194 c-60/61
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088132-0